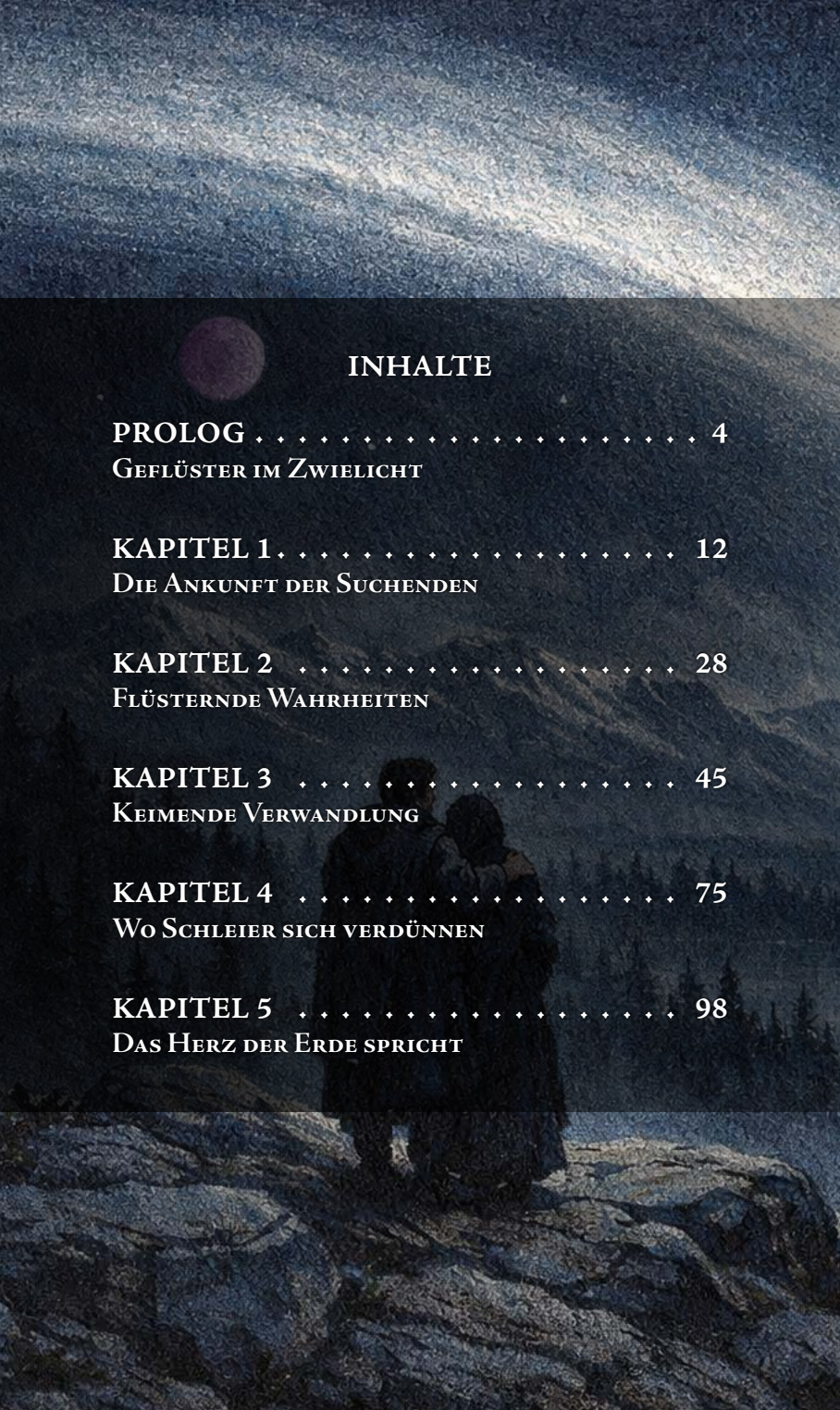
DIE VERHEHLUNG

ERZÄHLUNGEN AUS WERALDIZ - AUWHARIN



INHALTE

PROLOG 4
Geflüster im Zwielicht

KAPITEL 1 12
Die Ankunft der Suchenden

KAPITEL 2 28
Flüsternde Wahrheiten

KAPITEL 3 45
Keimende Verwandlung

KAPITEL 4 75
Wo Schleier sich verdünnen

KAPITEL 5 98
Das Herz der Erde spricht

Geflüster im Zwielicht

Es gibt Wahrheiten, die unter dem Erdreich schlummern gleich Samenkörnern im Winterschlaf. Was lange im Verborgenen ruht, sehnt sich nach dem Licht — auch wenn sein erstes Hervorbrechen jede Schicht schmerzlich zerreißt, die es bislang umhüllte.

Nora vom Hause der Erinnerungen, Oroimen-Etxea in der geheiligten Zunge der Argitari, wandelte seit vier Tagen durch eine Landschaft, die ihr eigen dünkte, als wäre sie den vergilbten Gebetbüchern ihrer Kindheit entstiegen. Die sanften Kuppen des Berglandes harrten noch des ersten Grüns des so sehnlichst erwarteten Frühlingserwachens. Das Licht indes – Kaldaz noch dominant in seinem frostigen Blau, während Dagaz bereits begann, sein warmes Gelb aus der Verborgenheit hinter der blauen Wintersonne zu senden – ließ das kahle Holz der Buchen in einer Röte erstrahlen, zart wie die ersten Morgenträume des Frühlings.

Hier offenbarte sich keine Spur der gewaltigen Wandlungen, die das Antlitz ihrer Heimat Tag um Tag bewegten. Keine Türme des Spiegelordens strebten zum Firmamente empor, keine Handelskarawanen zogen lärmende Furchen durch das schweigende Land. Einzig der Westwind verweilte, der über die Hügel strich und in seinem Atem die Verheißung kommenden Erwachens trug.

„Wie weit bin ich von der Welt entrückt?“, sann sie und wandelte den steinigen Pfad hinan, der sich zwischen Wacholder und wilder Rose schlängelte. Ihre Schritte hallten nicht wider; die Erde verschlang jeden Ton, als hielte sie

das Schweigen für heiliger denn alle Glocken des gesegneten Zeruko Hiris.

Zuweilen, wenn sie innehielt, vermeinte sie etwas zu vernehmen: ein Raunen, das nicht dem Winde entsprang, ein Singen, das keine sterbliche Kehle besaß. Doch wenn sie mit ganzer Seele lauschte, vernahm sie nur das Rauschen der Äste und das ferne Klagen eines einsamen Uhus.

Am Hange zur Rechten harrte eine Wegkapelle, so alt und bemoost, dass sie mehr einem gewachsenen Steine denn einem Menschenwerke glich. Nora trat näher und gewahrte Reliefs, die keine der himmlischen Heerscharen zeigten, sondern Ranken und Früchte, durchwoben von Gesichtern, halb Mensch, halb Wurzel – Bildnisse, die den Lehren der Heerscharen fremd waren. Unwillkürlich rief ihr Geist die Erinnerung an ihren Bruder Sendoa vom Orden des Flügels hervor, der seit etlichen Jahren die Weiten Auwharins durchwandelte, um die heilige Lehre vom Höchsten Sein und seinen Heerscharen in jene entlegenen Winkel zu tragen, die das göttliche Licht noch nicht berührt hatte. Welch seltsame Fügung, dass selbst nach über acht Jahrhunderten noch immer Täler zwischen den Gebirgen schlummerten, in denen die alte Zeit fortwährte, als hielte sie den Atem an, erfüllten die Worte bei diesem Anblick ihren Geist.

„Die Alten Pfade", dachte sie mit einer Ehrfurcht, die sie in ihrer Tiefe selbst überraschte. „Hier sind sie niemals vergangen."

Sie kniete nieder, ihre Finger glitten über die abgewetzten Steine, als lauschte sie einer verhallenden Stimme aus längst verklungenen Zeiten. Dann formten ihre Lippen ein Gebet, das beiden Traditionen zu dienen vermochte: den Himmlischen Heerscharen und der nährenden Erde, dem erleuchtenden Lichte und den ergründenden Wassern – ein Gebet, das Sendoa gewiss mit Missbilligung bedacht

hätte, doch das hier, an diesem Orte zwischen den Welten, wahrhaftiger erschien als alle Worte der heiligen Schriften.

Der Weg senkte sich ins Tal hinab. Im Talgrunde, noch ein gutes Stück des Weges entfernt, lag ein Flecken bewohnten Landes, eingeschlossen zwischen den sieben Hügeln, die Waldheim am Siebenrück seinen Beinamen in den alten Aufzeichnungen gaben. Rauch stieg aus wenigen Kaminen in die klare Luft. Ein unvollendeter Kirchturm ragte zwischen den Gehöften hervor – nicht in der erhabenen Bauart der Argitari wie alle Kirchen der Heerscharen, sondern schlicht gemauert, doch niemals vollendet. Ein steinerner Finger, der fragend ins Leere wies. Waldheim. Dies war der Ort, welcher in den seltsamen uralten Unterlagen, die in einer kleinen Kammer der Bibliothek so lange vergessen schienen, beschrieben war. Dies und die seltsame Geschichte über eigenartige Träume hatten die Neugier der jungen Gelehrten geweckt.

Es geschah am Fuße des Hügels, wo ein schmaler Bach durch Steine mäanderte, dass Nora einen Moment innehielt und drei Fremde zum ersten Mal aufeinander treffen sollten.

Tuomo Fávru-Bártni vom Meahcci-Sidd – oder einfach Tuomo, wie er sich seit Beginn seiner Reise hieß – hatte niemals solche Bäume erschaut. In seiner Heimat wuchsen Birke und Tanne, karg und gerade wie die Speere der Ahnen. Hier aber standen Eichen, deren mächtige Stämme drei Männer nicht zu umfassen vermochten, und Buchen, die ihre Äste gleich ausgestreckten Armen zum Himmelszelte emporreckten.

Acht Wochen war er nun gewandelt, nur ruhend von dem langen Marsch, wenn sein Körper nach Erholung verlangte, vom fernen Rande der Welt bis hierher, wo die Luft

wärmer wurde und fremde Düfte trug. In Wolfsthal hatten ihn die Menschen angesehen, als käme er von anderen Sternen herab. In den Dörfern der weiten Ebenen und Wälder waren sie herzlich aber unbeholfen ihm gegenüber. Der fremden Mann mit der Trommel und den... ungewöhnlichen Liedern.

Doch hier, in diesen stillen Hügeln, fand er etwas, das ihn an die tiefen, schweigenden Wälder seiner Heimat gemahnte: das Gefühl, dass die Bäume lauschten mit alten Ohren.

Er machte Rast an einem Bachbette, das fast trocken lag im Vorfrühling. Die Steine waren rundgeschliffen vom Wasser und warm trotz der Spätwinterkühle, die noch in der Luft weilte. Als er die Hände ins flache Wasser tauchte, erblickte er sein Antlitz, verändert von der langen Reise. Dunkler war es geworden, durchfurcht von neuen Linien wie alte Rinde.

Ein Habicht kreiste hoch über seinem Haupte. Tuomo vernahm seinen durchdringenden Ruf und antwortete in der Sprache der Lithi, dem Klange seiner Heimat. Das Echo kam zurück, seltsam verzerrt, als spräche der Vogel in der Sprache der Aus'Harringer, der ersten acht Stämme, die Auwharin seit Anbeginn der Zeiten bewohnen.

„Was du hast... äh... erspäht dort oben, mein gefiederter Freund?", probte er die fremden Worte und lachte leise über die eigene Unbeholfenheit. Die fremde Sprache wollte nicht fließen wie klares Wasser, eher wie zäher Honig – süß im Klange, doch träge im Flusse.

Als der Abend sich über das Land senkte, fand er eine einfache Hirtenunterkunft, leer bis auf einen alten Mann mit wettergegerbtem Antlitz, der Schafe hütete auf den Hügeln. Der Hirte schien ihn verstehen zu können, obwohl Tuomo in der fremden Zunge nur stockend sprach.

„Waldheim?", wiederholte der Alte und wies mit

knorrigem Finger talabwärts. „Ein seltsamer Ort, ja. Die Leute dort... sie haben merkwürdige Träume, die nicht... vergehen wollen."

Als Tuomo die Augen hob zum Himmelszelte, sah er zwischen den dunkelnden Bäumen einen Hügel, rund und kahl wie ein bleicher Schädel im silbrigen Mondlichte. Etwas an ihm ließ seine Nackenhaare sich sträuben wie im kalten Winde. „Die Geister sind... sehr unruhig heute", dachte er und griff nach seiner heiligen Trommel mit suchenden Fingern.

Am nächsten Morgen wachte er früh auf, der alte Mann noch schlafend, so segnete er schweigend die Unterkunft nach Weise seiner Ahnen und folgte dem Ruf, der ihn in dieses ferne Land geführt hatte.

Es geschah am Fuße des Hügels, wo ein schmaler Bach durch Steine mäanderte, dass er eine junge Frau erblickte, die so ganz fremd in dieser Landschaft schien. Ihr sorgsam zusammengebundenes Haar, eine Tasche mit Pergamenten und die feine Kleidung, ihr Blick Richtung des Hügels gewendet, welcher ihn auch in seinen Nächten in den Träumen heimgesucht hatte.

Wieland, vom Band der Eichenhüter, Eikvarðrband in der Sprache der Aus'Harringer, vom Stamme Bergheim, kannte diese Wege im Wesensgrunde, ohne sie jemals beschritten zu haben. Die Bäume sprachen allhier eine Zunge, die älter weilte denn alle Grenzen der Menschenkinder. Die Eiche an diesem Orte redete wie die Eiche daheim im heimlichen Waldesdunkel. Die Heidelbeersträucher, deren Zweige sich im Windhauch wiegten, flüsterten dieselben uralten Geschichten vom Winterschlaf und dessen sanftem Vergehen.

Doch je weiter er nach Sonnenaufgang kam, desto verstörter klangen die Stimmen der Bäume im Windhauche.

„Was dort geschehen ist, währt noch immer fort im Erdengrunde", murmelte er zu den Rotbuchen, die den Waldrand säumten gleich stillen Wächtern. Sie neigten ihre Äste tief, als stimmten sie zu in uraltem Wissen.

Sechs Tage war er nun unterwegs durchs wilde Land, seit er den großen Wald verlassen hatte mit schwerem Herzen. Die spärlich gesäten Orte, welche er auf seiner Wanderung durchschritten hatte, hatten seinem Waldherzen nicht gefallen – zu viel toter Stein, zu wenig lebende Erde. Die Menschen dort hatten eigenartig gerochen für seine feinen Sinne: nach verhaltener Angst und ungewagten Träumen.

Hier aber roch es anders im frischen Winde. Nach alten Blättern am Waldboden und stehenden Wassern in verborgenen Tümpeln. Nach Geheimnissen, die zu lange im Erdenschoße verschwiegen worden waren.

Ein Rudel Waldhirsche wechselte vor ihm über den Pfad, nicht fliehend seiner Witterung, sondern verweilend für einen stillen Augenblick. In ihren dunklen Augen lag ein Wissen, das älter war als er selbst, älter vielleicht als die Eichen, die hier wuchsen. „Ihr wisst, warum ich komme", sprach er sanft, und das alte Leittier neigte den Kopf, als verstünde es seine Worte.

Der Westwind trug seltsame Stimmen herbei – erst meinte er, es seien andere Waldgänger, dann aber erkannte er im Herzen, dass keine der Stimmen noch im Körper weilte. Sie kamen von dem Hügel, den er in der Ferne vor sich sah jenseits der Bäume: kahl und rund gleich einer ungeheilten Wunde in der lebenden Landschaft.

Waldheim lag still in seinem Schattenmantel. Kein Menschenlaut drang herauf zu den Lauschenden, doch die Luft vibrierte im Abendrot, als läuteten längst vergrabene Glocken unter der Erde. Wieland strich mit fühlender Hand über die runzlige Rinde einer alten Linde am

Wegesrande. „Kann man Verwundetes wieder heil machen im Kreislaufe der Welt?“, fragte er mit leiser Stimme. Der Baum antwortete nicht in Menschenworten, doch sein Schweigen war Antwort genug.

Am späten Vormittag des nächsten Tages erreichte er die Grenze des Waldes, wo ein schmaler Bach durch Steine mäanderte, und er zwei Gestalten erblickte, die sich gerade begrüßten, ihren Blick beide zu dem Hügel gewandt, der wie ein Geschwür in dieser Landschaft wuchs und seinen unheilvollen Schatten über Waldheim legte.

Der Fremde wandte sich mit gebotener Höflichkeit der Dame zu: »Gesegnete… Ruhe«, brachte Tuomo hervor, seine Stimme zögernd zwischen den fremden Worten, als er sich Nora näherte.

„Und Euch“, erwiderte Nora mit dem höflichen Lächeln einer Gelehrten, die es gewohnt ist, Menschen aus fernen Landen zu begegnen. „Ihr seid einen weiten Weg gewandert, wie ich sehe.“

Ehe Tuomo antworten konnte, trat eine dritte Gestalt aus dem Schatten der Bäume. Wieland bewegte sich mit der Anmut eines Mannes, der mehr Zeit mit Rehen und Wölfen verbracht hat als mit seinesgleichen. Seine Kleidung war grün und braun wie der Wald selbst, und sein ungebändigtes Haar fiel ihm über die Schultern wie Ranken einer wilden Rebe.

Der Moment hätte einer flüchtigen Begegnung zwischen Fremden gleichen können, wie sie auf den Wegen der Welt alltäglich geschehen. Doch da verdunkelte sich der Himmel, als schiebe sich eine gewaltige Hand zwischen die Sonnen und die Erde. Die Schattenruhe, welche jeden Tag zur Mittagszeit die Lande Weraldiz' für einige Stunden in ihr dämmriges Zwielicht tauchte und Mensch wie Tier eine Zeit des Rastens gewährte, bevor man dem

geschäftigen Treiben des Tages wieder Raum gab.

Barkuz, jener silberne Ring, der Weraldiz wie ein Reif umschloss, pulsierte ungewöhnlich stark in diesen Landen. Ein gedämpftes Licht, nicht Tag und nicht Nacht, sondern etwas dazwischen, hüllte die Welt ein. Und während die drei Wanderer still in diesem fremdartigen Lichte standen, geschah etwas Unerwartetes.

Ein Flüstern erhob sich, nicht vom Winde getragen, sondern aus dem Hügel selbst, als atmete die Erde einen lange verhaltenen Seufzer. Das Flüstern wurde zu Stimmen, vielstimmig und doch eins, wie ein Chor, der ein uraltes Lied ohne Worte sang.

Wie von unsichtbaren Fäden gezogen traten die drei näher zusammen, ihre Blicke auf den Hügel gerichtet. Und für einen Herzschlag, einen Atemzug, schien sich die Wirklichkeit zu verschieben, wie ein Vorhang, den der Wind beiseite weht.

Da sahen sie sie – fünf Bäume, mächtige Eichen, die in einem vollkommenen Kreis auf dem Hügel standen. Doch während sie zusahen, begannen die Bäume zu verdorren, ihre Blätter fielen wie Tränen, ihre Rinde riss auf wie Wunden. Und mit ihnen schienen fünf Gestalten zu vergehen, Menschen und doch mit den Bäumen verbunden, als wären sie eins – ihre Schreie lautlos und doch erschütternd in der Stille.

So schnell wie sie gekommen war, verschwand die Vision wieder. Der Hügel lag kahl und still im silbrigen Licht von Barkuz, als wäre nichts geschehen. Die drei Wanderer standen schweigend, noch immer vom Echo des Gesehenen erfüllt.

„Habt Ihr das...?“, Nora wagte nicht, den Satz zu vollenden.

„Ja“, antwortete Wieland einfach. „Die Bäume sterben. Und mit ihnen...“

„Die Stimmen“, ergänzte Tuomo, dessen Hände unwillkürlich den Rhythmus auf seiner Trommel fanden, den er in diesen Bildern verspürt hatte. „Sie rufen nach… Hilfe. Nach Erlösung.“

Kapitel 1

Die Ankunft der Suchenden

Wer fremdes Erdreich betritt, trägt den Staub der eigenen Heimat noch an den Sohlen. Doch mancher Boden erkennt den Wanderer, ehe der Wanderer den Boden erkennt — und was als Zufall erscheint, war längst beschlossen in der Sprache der Wurzeln.

Das Gasthaus zum Siebenrück harrte seit dreihundert Wintern an derselben Stelle. Die Balken in seinem Herzen waren aus Eichenholz gefügt, das schon Jahrhunderte die Wechsel der Monde gespürt hatte, ehe der erste Mensch seinen Fuß auf diesen Boden setzte. Die alten Hölzer bargen Geschichten in ihren Fasern gleich unsichtbarer Schrift – Geschichten von Reisenden mit staubbedeckten Mänteln und verschwiegenen Geheimnissen, von Freudentränen und tiefem Gram, von Leben, die kamen und schwanden mit den Jahreszeiten selbst.

Gerwin der Wirt trocknete mit gleichmäßigen Bewegungen einen Krug aus mattem Zinn. Im flackernden Licht der Öllampe glänzte der Schweiß auf seiner Stirn, obgleich die Stube von keiner übermäßigen Wärme erfüllt war. Seine Augen huschten immer wieder zum Fenster, durch welches man den kahlen Hügel erkennen konnte, der sich sanft gegen den Himmel wölbte. Das erste silbrig-violette

Licht der Schattenruhe legte sich über die Kuppe.

Die Tür schwang auf, und mit dem Luftzug wehte ein zarter Duft von Winterheide herein, der sich mit dem schweren Aroma von Bratensoße und Bier verband. Drei Gestalten traten ein, unterschiedlich in Haltung und Gewandung, und doch verband sie ein unsichtbarer Faden, einander kaum bekannt und doch einander zugehörig.

Die Frau, welche zuerst die Schwelle überschritt, trug Gewänder feinen argitarischen Tuchs, darauf sich windende Ornamente gleich heiligen Schriftzeichen, und hochgeschnürte Stiefel, wie sie nur Weitgereiste zu tragen pflegten. Ihre Haut schimmerte bleich, ihr Haar trug jenes Silber, das allein den Argitari zu eigen ist.

„Gesegnete Stunde", grüßte sie in Argitarisch, der Zunge weiter Teile Auwharins. Ihre Stimme trug den gemessenen Klang derer, die gewohnt sind, in hallenden Tempeln zu sprechen. Wie von selbst glitt ihre Hand über ihr Herz, das Zeichen der Himmlischen Heerscharen vollführend. „Ich bin Nora vom Haus der Erinnerungen zu Zeruko Hiri."

Der zweite Gast, ein Lithi mit Haut wie winterliche Erde und Augen so schwarz wie der nächtliche Himmel über den nördlichen Tundren, neigte grüßend das Haupt. An seinem Gürtel hing eine kleine Trommel, mit fremdartigen Zeichen bemalt, die im wechselnden Licht zu tanzen schienen.

„Ich bin Tuomo", sprach er in der Sprache der Aus'Harringer, die er auf seinem Weg durch die kleinen Orte Auwharins Wort für Wort erlernt hatte, das Gesprochene sorgsam formend, als wäre jeder Laut ein kostbares Gut, das nicht verschwendet werden durfte. „Suche Gemach für … für eine Nacht oder mehr."

Der Dritte im Bunde, Wieland, blieb einen Moment im Türrahmen stehen. Sein Blick wanderte durch den

Raum, ruhig und wachsam. Seine Kleidung war einfach, aus festem Stoff gewoben, der die Farben des Waldes trug – Braun und Grün, durchsetzt mit einem Muster, das an Blätter im Mondlicht gemahnte. Seine Augen waren grau wie der Himmel vor einem Frühlingsgewitter.

„Wieland vom Band der Eichenhüter", stellte er sich vor, ohne eine weitere Erklärung hinzuzufügen, als wäre dies Auskunft genug.

Gerwin betrachtete die drei mit einer Mischung aus Vorsicht und Neugier.

„Ihr seid einen weiten Weg gewandelt", bemerkte er und rieb die schwieligen Hände an seiner Schürze. „Doch selten verirren sich Reisende nach Waldheim …" Die Verwunderung stand ihm deutlich im Gesicht.

Die drei wechselten einen Blick, in dem Überraschung und Bestätigung zugleich lagen, als hätten sie in diesem Augenblick eine Verbindung erkannt, die bislang hinter einem Schleier geruht hatte.

„Wir wurden hergeführt", antwortete Wieland schlicht. „Nicht von Wegweisern oder Karten, sondern von etwas anderem."

Gerwin sah ihn fragend an.

„Die Bäume flüstern von diesem Ort", fügte Wieland hinzu. „Seit Tagen habe ich ihr Raunen im Ohr, als versuchten sie, eine Geschichte zu erzählen, die niemand hören will."

Der Wirt erbleichte sichtlich und stellte den Krug auf das Regal hinter sich, wo er mit einem dumpfen Klang gegen die Wand stieß.

„Ihr solltet nicht von solchen Dingen sprechen", sagte er mit gesenkter Stimme. „Nicht hier. Nicht in Waldheim."

Ein beklommenes Schweigen senkte sich über die Gaststube, in der sich außer den drei Neuankömmlingen nur ein alter Mann mit schlafender Katze auf dem Schoße und

zwei Bauern befanden, die ihr Bier in dumpfem Einvernehmen tranken. Doch alle schienen plötzlich zu lauschen, als wäre ein unerwarteter Ton erklungen, der in der Stille nachschwang.

„Wir benötigen drei Kammern", sagte Nora mit fester Stimme, die den Bann des Schweigens brach. „Und vielleicht etwas zu speisen, falls Eure Küche bereitet ist."

„Gewiss, edle Dame", antwortete Gerwin hastig, fast erleichtert über die Wendung des Gesprächs. „Drei Kammern stehen bereit, und meine Frau hat einen Hasenbraten im Ofen, der Euren Hunger wohl zu stillen vermag."

Während der Wirt davoneilte, nahmen die drei an einem Tisch nahe dem Fenster Platz. Die beiden Bauern warfen ihnen einen letzten verstohlenen Blick zu und erhoben sich gleichzeitig, als hätten sie ein unausgesprochenes Zeichen vernommen. Mit gemurmeltem Gruß verließen sie das Gasthaus, gefolgt von dem Alten mit seiner Katze, die sich unwillig in seinen Armen wand.

„Ein seltsamer Empfang", murmelte Tuomo. „Als hätten wir … ungesagte Regel gebrochen."

„Es ist nicht unsere Ankunft, die sie verstört", antwortete Wieland und blickte zum Fenster hinaus, wo der Hügel sich dunkel gegen das Zwielicht abhob. „Es ist der Hügel."

Die beiden anderen wandten den Blick zum Fenster und betrachteten die Erhebung mit neuem Interesse. Mit jedem Blick erschloss sich ihre eigentümliche Leblosigkeit aufs Neue — eine kahle Kuppe in einer ansonsten grünenden Landschaft.

Barkuz, das silberne Band, hatte sich zwischen die Sonnen und die Welt geschoben und goss sein silbrig-violettes Licht über das Land. Die Schattenruhe war angebrochen, jene Stunden, in denen Verborgenes sich deutlicher zeigte, in denen die Grenzen zwischen den Welten dünner wurden.

Gerwin kehrte mit einem Tablett zurück, auf dem dampfende Teller und Krüge standen. Er wirkte gefasster nun, als hätte er einen inneren Kampf ausgefochten.

„Ihr seid nicht die Ersten, die nach dem Hügel fragen", sagte er, während er die Speisen aufstellte, sein Blick starr auf das Holz des Tisches gerichtet. „Doch die meisten, die zu viel wissen wollen, verlassen Waldheim schneller, als sie gekommen sind."

„Ist das eine Warnung?", fragte Nora mit hochgezogener Braue.

„Nennt es eine freundliche Mahnung." Gerwin rückte die Teller mit unnötiger Sorgfalt zurecht. „Manche Dinge sind besser im Dunkel belassen, wo sie seit langem ruhen und keine Sorgen bereiten."

Mit diesen Worten entfernte er sich wieder, den Rücken steif, als trüge er eine unsichtbare Last zwischen den Schulterblättern.

„Etwas liegt im Argen hier", bemerkte Tuomo, während er vorsichtig ein Stück des Bratens kostete. „Ich spüre es, wie man nahendes Gewitter in Knochen fühlt."

„Ja", bestätigte Wieland. „Die Erde selbst schläft unruhig unter diesem Dorf."

Nora aß schweigend, ihre grünen Augen nachdenklich, als ordne sie in Gedanken Berichte und Quellen. Schließlich sagte sie: „Wir sollten morgen den Hügel erkunden, bei Tageslicht. Und heute …" Sie blickte zum Fenster, durch das man den Hügel nur noch als dunklen Umriss erkennen konnte. „… vielleicht sollten wir unsere Zimmer beziehen und nach der Schattenruhe noch mit einigen Dorfbewohnern sprechen."

Nora, Wieland und Tuomo hatten sich in die höchste Kammer des Gasthauses zurückgezogen. Von hier aus bot sich der beste Blick auf den Hügel, der im silbrigen

Licht von Barkuz mit einem überirdischen Schimmer bedeckt schien. Die Luft im Zimmer war erfüllt von einer eigentümlichen Spannung, als stünde ein Gewitter bevor, doch der Himmel war klar und Barkuz in seinem Licht deutlich zu erkennen.

Plötzlich erklang von draußen ein Lied — hell und klar, mit der unschuldigen Reinheit von Kinderstimmen, die doch einen Text sangen, der seltsam unpassend wirkte für so junge Kehlen:

Fünf Firste des Forstes fügten sich erdwärts,
fahl nun gefället, vom Fortgang gefressen.
Fünf Wissende wanden sich westwärts von wannen,
wandellos, wortlos, der Wiederkehr wehrend.

Der Hügel hebt Harm, der Hügel heult Hader,
was weiland geward, kein Wissender wahrt es.
Versiegelt in Schweigen, versunken, verschwiegen —
kein Mund mahnt es mehr, kein Merkwort wird's melden.

Die drei eilten zum Fenster. Unten auf dem Platz vor dem Gasthaus standen etwa ein Dutzend Kinder im Kreise, Hand in Hand, und sangen ihr unheimliches Lied in das Zwielicht hinauf. Ihr Gesang hatte etwas Rituelles, als vollzögen sie eine Zeremonie, deren Bedeutung sie selbst nicht vollständig begriffen.

„Was hat dies zu bedeuten?", flüsterte Nora, mehr zu sich selbst als zu den anderen.

„Es ist ein altes Lied", antwortete eine Stimme hinter ihnen. Sie fuhren herum und erblickten Gerwin in der Türöffnung, ein Tablett mit dampfendem Tee in den Händen. Sein Gesicht wirkte im Halbdunkel älter, zerfurchter, als hätten die Jahre plötzlich schwerer auf ihm zu lasten begonnen. „Die Kinder von Waldheim singen es seit

Generationen, ohne seinen wahren Sinn zu kennen. Es ist … ein Echo, nichts weiter."

„Ein Echo wovon?", fragte Wieland, und seine Stimme hatte einen seltsamen Klang, als spräche er gegen seinen Willen, getrieben von einer Kraft, die größer war als sein eigener Entschluss.

Gerwin schüttelte den Kopf, als erwache er aus einem Traum, und seine Miene verhärtete sich wieder zur höflichen Maske des Wirtes. „Ach, alles Kindergeschwätz und alte Ammenmärchen, nichts, was vernünftige Leute glauben würden." Hastig stellte er den Tee ab. „Diese Gören", murmelte er, das Antlitz bleich, und eilte hinaus. „Finn! Finn, was singst du da für ein Lied?"

Die drei Fremden vernahmen eine helle Jungenstimme antworten: „Das singen wir allzeit in der Schattenruhe, Herr Gerwin. Großmutter sagt, alle Kinder in Waldheim kennen es, seit Menschengedenken."

„Nun, vergiss es wieder. Solche alten Lieder gehören nicht in Kindermünder. Geht nach Hause, alle miteinander."

Einige Schritte entfernten sich hastig, doch ein einzelnes Paar schien zu zögern. Durch das Fenster gewahrten die drei einen Jungen mit Haar wie reifes Korn, der zurückgeblieben war und zu ihrem Fenster heraufblickte. Fünf Winter zählte er auf Weraldiz, doch ein Winter währte hier lang, und die Kinder dieses Landes reiften in anderer Zählung. Seine Augen schienen selbst auf die Entfernung ungewöhnlich wissend, als berge sich hinter der kindlichen Stirn ein alter Geist.

„Das ist Finn, der Sohn des Zimmermanns Haldor", erklärte Gerwin, als er zurückkehrte, das Gesicht gerötet. Seine Stimme klang bemüht gleichmütig. „Ein aufgewecktes Kind, doch wie alle Kinder hier — sie wissen nicht, was sie singen."

Wielands Blick war noch immer zum Fenster gewandt. Für einen flüchtigen Moment trafen sich ihre Blicke, und der Moment bedurfte keiner Worte. Der Junge sah Wieland mit einem ruhigen und tiefen Blick an, nicht so, wie ein Kind es für gewöhnlich täte, bevor er sich langsam umwandte und Schritt für Schritt davonging, als zöge er eine unsichtbare Last hinter sich her.

Unten auf dem Platz waren alle Kinder nun verschwunden, doch ihr Lied schien noch in der Luft zu hängen, ein Nachklang, der nicht weichen wollte.

Der Hügel hebt Harm, der Hügel heult Hader …

Die drei hatten sich noch einige Stunden zur Ruhe gebettet, wie es zur Zeit der Schattenruhe Brauch war. Denn die Tage auf Weraldiz schritten in gemächlicherem Maße dahin als in anderen Welten, und wer das Morgenwerk und das Abendwerk bestehen wollte, tat gut daran, die Stunden des Zwielichts für Rast und Besinnung zu nutzen.

Als sie zum Ende der Schattenruhe die Treppe hinunterstiegen und die Gaststube betraten, hatte sich diese unerwartet mit Dorfbewohnern gefüllt, die vorgeblich ihren Krug Nachmittagsbier tranken, in Wahrheit jedoch die Fremden beobachteten mit einer Mischung aus Neugier und Misstrauen.

Die Gespräche verstummten, wann immer einer der drei sich zu nahe an einen besetzten Tisch begab, und manchmal konnte Nora Getuschel vernehmen, das abbrach, sobald sie den Kopf wandte.

„Sie sind gespalten", bemerkte Wieland leise, während er einen Schluck aus seinem Krug nahm. „Manche fürchten uns, andere hoffen auf uns. Ich kann es in ihren Augen lesen."

„Woher mag diese Erwartung rühren?“ Nora beugte sich näher, ihre Stimme kaum mehr als ein Flüstern. „Was könnte in einem so kleinen, abgelegenen Dorfe geschehen sein, das solche Vorahnungen hervorbringt?“

Tuomo, der bis dahin schweigend dabei gesessen hatte, ließ den Blick durch den Raum schweifen. „Kleiner Ort, großes Geheimnis“, sagte er mit der prägnanten Einfachheit, die seiner Heimat eigen war. „Wie stiller Teich, der in Tiefe Strudel birgt.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und Finn trat ein. Sein blondes Haar leuchtete im Licht der Sonnen. Trotz seiner jungen Jahre trug sein Gebaren eine ungewöhnliche Würde, als wäre er älter, als sein schmaler Leib vermuten ließ. Seine Augen wanderten suchend durch den Raum, bis sie auf den drei Fremden ruhten.

Ohne zu zögern schritt er geradewegs auf ihren Tisch zu. Die Gespräche in der Gaststube erstarben.

„Ihr seid die Fremden“, sagte der Junge ohne jeden Gruß, seine Stimme klar und fest. „Die Weisen haben von euch gesprochen.“

„Finn!“ Gerwin eilte herbei, sein Gesicht gerötet vor Verlegenheit oder Schreck. „Was tust du hier? Dein Vater sucht dich schon seit Beginn der Schattenruhe.“

„Ich musste sie sehen“, antwortete der Knabe unbeeindruckt, seine Augen noch immer auf die drei gerichtet. „Sie sind gekommen, um die Weisen zu befreien, nicht wahr?“

„Genug jetzt.“ Gerwin fasste den Jungen sanft, aber bestimmt am Arm. „Dein Vater wartet, und diese guten Leute haben sicher Wichtigeres zu tun, als Kinderphantasien zu lauschen.“

„Es sind keine Phantasien!“ Finns Stimme erhob sich, und für einen Moment schien etwas anderes aus ihm zu sprechen, etwas Älteres, Mächtigeres. „Wir harren. Wir harren schon so lange …“ Er machte eine kurze Pause.

„Und nun seid ihr hier, die drei Fremden, von denen meine Großmutter gesprochen hat."

Ein Gemurmel ging durch den Raum, und einige der Gäste erhoben sich hastig, als hätten sie plötzlich dringende Geschäfte zu erledigen. Gerwins Griff um Finns Arm verstärkte sich, und mit einer Entschuldigung führte er den Jungen zur Tür.

„Bitte verzeiht", sagte er über die Schulter zurück. „Der Knabe hat eine blühende Einbildungskraft. Sein Vater wird ihn zur Vernunft bringen."

Als die Tür sich hinter ihnen schloss, blickten sich die drei an. Eine unausgesprochene Frage hing zwischen ihnen.

„Die Weisen unter dem Hügel", wiederholte Nora langsam. „Und er sagte, seine Großmutter habe von uns gesprochen."

„Von drei Fremden", ergänzte Wieland. Ein nachdenkliches Funkeln lag in seinen Augen.

„Wir sollten mit diesem Knaben sprechen", sagte Tuomo entschieden. „Dieses Kind weiß mehr, als Erwachsene ihm zutrauen."

Gerade als die drei das Gasthaus verlassen wollten, erhob sich ein Mann mittleren Alters von der Bank nahe der Tür. Er war breit gebaut, die Hände rau von der Arbeit am Webstuhl, und trug einen grau melierten Bart, der ihm etwas Unnahbares verlieh. Hinter ihm standen ein halbes Dutzend Männer des Ortes auf, als folgten sie einem lang eingeübten Zeichen. Der Mann verschränkte die Arme vor der Brust und stellte sich zwischen die Tür und die drei Fremden. Sein Blick war kalt und ohne Zweifel.

„Ihr seid hier nicht willkommen", sprach er, und seine Stimme trug die Schwere eines Mannes, der gewohnt war, gehört zu werden. „Seht selbst, wie ihr dem kleinen Finn seinen armen Kopf verdreht."

Er musterte die drei von oben bis unten, langsam, als wolle er sich jedes Gesicht einprägen.

„Nehmt diese freundlich gemeinte Warnung", sagte er mit leiser Betonung, „und verschwindet aus Waldheim, bevor es zu spät ist."

Die drei Fremden keines weiteren Blickes würdigend, drehte er sich um und verließ die Gaststube, und die Männer mit ihm. Die Tür fiel schwer ins Schloss.

„Das war Eadgard der Weber", wandte sich Gerwin an die drei, die mit ihm die Letzten im Gasthaus Verbliebenen waren. Seine Stimme klang gedämpft. „Wie ich bereits sagte — nicht jeder in diesem Ort freut sich über Fremde, die ihre Nase in Angelegenheiten stecken, die sie nichts angehen. Und Eadgard ist nicht der Mann, der eine Warnung zweimal ausspricht."

Als sie das Gasthaus nach einer kurzen Atempause verließen, lag Waldheim vor ihnen im klaren Lichte des Tages. Es war ein bescheidenes Dorf, nicht mehr als dreißig Häuser um einen zentralen Platz mit Brunnen, einer kleinen verwitterten Kapelle mit halbfertigem Turm und verschiedenen Handwerksbetrieben. Alles wirkte gepflegt und ordentlich, doch Wieland bemerkte, dass kaum Blumen in den Vorgärten wuchsen, als scheue man sich, Farbe und Leben allzu offen zur Schau zu stellen.

Sie fanden den Jungen bei der Schmiede, wo er auf einem Holzblock saß und dem rhythmischen Klang von Hammer auf Amboss lauschte. Als er sie erblickte, hellte sich sein Gesicht auf.

„Ihr seid gekommen", sagte er mit unverhohlener Freude. „Ich wusste, dass ihr kommen würdet."

„Finn, nicht wahr?", fragte Nora und setzte sich neben ihn auf den Holzblock. „Wer sind diese Weisen, von denen du gesprochen hast?"

Der Junge blickte sich vorsichtig um, als prüfe er, ob jemand lausche. Dann senkte er die Stimme: „Sie leben unter dem Hügel. Nicht wirklich leben — sie sind gefangen. Sie sprechen zu mir im Traum, sagen Dinge, die ich nicht immer verstehe. Aber sie wissen von euch. Haben euch gerufen, auf ihre Art."

„Wie lange sprichst du schon mit diesen Weisen?", fragte Wieland sanft.

„Seit ich denken kann", antwortete Finn schlicht. „Großmutter sagt, es liegt mir im Blut. Sie kann sie auch hören, aber nicht so deutlich wie ich."

Die Schläge des Hammers verstummten plötzlich, und aus der dunklen Öffnung der Schmiede trat ein hochgewachsener Mann mit Armen, die von einem ganzen Leben am Feuer zeugten, und einem Gesicht, in das die Jahre tiefe Furchen gegraben hatten.

„Finn", sagte er mit einer Stimme, die an das Rollen fernen Donners gemahnte, „dein Vater sucht dich."

„Ja, Meister Johen", antwortete der Junge und erhob sich. Bevor er ging, beugte er sich noch einmal zu Nora und flüsterte: „Sprecht mit Johen. Er weiß mehr, als er sagt."

Mit diesen Worten lief er davon, behände und flink, und verschwand zwischen den Häusern.

Johen betrachtete die drei Fremden mit einem Blick, der mehr Resignation als Überraschung zeigte, als hätte er ihr Kommen lange erwartet und nur gehofft, es würde sich nicht zu seinen Lebzeiten ereignen.

„Der Junge sagte, Ihr könntet uns mehr über den Hügel berichten", begann Nora ohne Umschweife.

Der Schmied wischte sich die rußigen Hände an seiner Lederschürze ab und deutete auf die Schmiede hinter sich. „Nicht hier", sagte er mit gesenkter Stimme. „Zu viele Ohren, die nicht hören sollten, was nicht für sie bestimmt ist."

Er führte sie hinein. Die Glut des Feuers spendete das

einzige stetige Licht. Die Wände waren geschwärzt von hundert Jahren Rauch, und der Geruch von heißem Metall und Kohle hing schwer in der Luft.

„Was wisst Ihr bereits?", fragte er, während er ein Stück Eisen in die Glut schob, mehr um seine Hände zu beschäftigen als aus Notwendigkeit.

„Wenig genug", antwortete Wieland. „Ein kahler Hügel, auf dem nichts wächst. Ein seltsames Lied, das Kinder singen. Und nun ein Knabe, der von Weisen unter dem Hügel spricht, die auf uns gewartet haben sollen. Es ist ein Rätsel mit zu vielen fehlenden Teilen."

Johen seufzte schwer, und es klang, als trüge er die Last eines ganzen Lebens in diesem einen Atemzug. „Nun, jeder von uns kennt diese Lieder", begann er zögernd, den Blick auf die Glut gerichtet. „Lieder und Träume, die uns in unseren Kindheitstagen heimsuchen. Den einen mehr, den anderen weniger, jeder kann jedoch davon Zeugnis geben. Aber wie Träume verblassen sie mit der Zeit, werden neblig. Doch etwas bleibt."

Er hielt inne, als müsse er seine Gedanken ordnen.

„Dieses Wissen, dass dort jemand ist, etwas — gleich einer alten Schuld, die bereits von Geburt an auf jeder Seele lastet, die in Waldheim das Licht der Welt erblickt."

Die nächsten Worte kamen nur widerstrebend über seine Lippen: „Wir reden nicht darüber. Jede Generation versucht zu vergessen, zu begraben, was auch immer dort geschah. Die Erinnerungen verblassen, aber die Kinder …" Er schwieg einen Moment. „Sie sind die lebenden Zeugen dessen, was im Verborgenen liegt. Es kehrt kein Friede ein in Waldheim. Seit Menschengedenken."

Nora blickte verwundert, sich fragend, was so lange seinen Griff um einen kleinen, unbedeutenden Weiler schloss.

Johen blickte auf, und in seinen Augen spiegelte sich das

Feuer der Esse. „Mancher erzählt Geschichten. Die Kinder singen Lieder. Aber die Geschichten und die Lieder — sie widersprechen sich. Sie erzählen von unterschiedlichen Begebenheiten. Von verschiedenen Menschen und von lange vergessenen Tagen."

„Was für Geschichten?", fragte Nora, ihre Stimme kalt und klar.

„Von fünf Weisen, die auf dem Hügel verschwanden, aufgeknüpft an fünf Bäumen", antwortete Johen und zog das Eisen aus der Glut. Die Spitze glühte rot. „Manche sagen, sie waren Ketzer und flohen vor der Kirche. Wiederum erzählen andere, sie seien Friedensstifter gewesen zwischen der Kirche der Heerscharen und den Alten Pfaden. Mancher sagt, sie waren einfache Leute, die für ihre Verbrechen büßten. Andere flüstern … anderes."

„Was flüstern sie?", drängte Tuomo, der bis dahin schweigend gelauscht hatte.

Johen schlug mit dem Hammer auf das glühende Eisen. Funken stoben auf. „Dass etwas auf dem Hügel lauert", sagte er zwischen den Schlägen. „Etwas, das weder lebt noch tot ist. Etwas, das wartet. Etwas, das sie alle verschlungen hat — die Weisen und ihre Verfolger, oder wer auch immer dort war. Und manchmal, in stillen Nächten, wenn der Wind richtig steht, kann man sie hören. Stimmen, die Namen rufen, die seit unzähligen Jahren niemand mehr trägt."

Er ließ den Hammer sinken und blickte die drei eindringlich an. „Ihr solltet fortgehen, solange Ihr noch könnt. Dieses Dorf trägt ein Geheimnis in sich wie eine Wunde, die nie verheilt ist. Und manche Wunden sind besser unberührt, selbst wenn sie schwären. Glaubt mir. Ihr werdet keine Wunde heilen, die älter ist als die Erinnerungen an jene Zeit. Seht euch vor und fragt euch selbst, ob es das wert ist."

„Wir sind nicht hier, um fortzugehen“, entgegnete Nora mit ruhiger Entschlossenheit. „Wenn Eure Geschichte wahr ist, dann könnten diese Weisen noch immer dort sein, gefangen zwischen den Welten, ohne Frieden, ohne Erlösung.“

„Und wenn dem so ist“, fügte Wieland hinzu, „dann wurden wir vielleicht wirklich gerufen, um ihnen beizustehen. Die Bäume sprechen nicht ohne Grund zu mir, und sie haben mich hierher geführt mit einer Dringlichkeit, die ich nie zuvor verspürt habe.“

Tuomo nickte bedächtig. „In meiner Heimat sagt man: Geist, der keine Ruhe findet, sucht sich Werkzeug unter Lebenden. Wir sind hier, weil wir hier sein müssen.“

Johen betrachtete sie lange. Schließlich schüttelte er den Kopf, nicht in Ablehnung, sondern in einer Art resignierter Zustimmung. „Dann soll es so sein“, murmelte er.

„Was erzählt man sich sonst noch über den Hügel?“, fragte Nora mit lebendigem Interesse.

Doch bevor Johen antworten konnte, erscholl ein Ruf von draußen — eine zornige Stimme, die nach dem Schmied verlangte. Johen zuckte zusammen und legte den Hammer beiseite.

„Ich muss gehen“, sagte er hastig. „Eadgard ruft. Und er ist einer derer, die das Alte lieber ruhen lassen würden, wo es liegt. Vielleicht mit gutem Grund.“ Er blickte zur Tür. „Geht nun. Wenn die Zeit so weit ist, will ich Euch mehr erzählen.“

Mit diesen Worten schob er sie zur Hintertür der Schmiede hinaus, in eine enge Gasse, die zwischen den Häusern hindurchführte. Als sie sich umwandten, war die Tür bereits verschlossen, und das Geräusch des Hammers erklang erneut, als sei nie eine Unterbrechung gewesen.

Sie standen schweigend in der Gasse, jeder in eigene Gedanken versunken. Die Sonnen standen hoch am Himmel,

und in der Ferne konnte man den kahlen Hügel sehen, der sich gegen das Blau abhob wie eine Narbe auf sonst makelloser Haut.

„Fünf Weise", sagte Nora schließlich nachdenklich. „Fünf Bäume. Hunderte Jahre des Schweigens."

„Und etwas, das wartet", ergänzte Wieland, den Blick zum Hügel gewandt. „Das uns erwartete, bevor wir selbst wussten, dass wir kommen würden."

„Wer weiß, wie viel Zeit uns bleibt", bemerkte Tuomo und rieb gedankenverloren über das Fell seiner kleinen Trommel, die an seinem Gürtel hing. „Wir sollten sie nutzen."

Die drei teilten einen Blick des Einverständnisses. Etwas hatte sie zusammengeführt, eine Kraft, die stärker war als der Zufall. Und nun standen sie am Rande eines Geheimnisses, das älter war als sie selbst, tiefer als ihre Kenntnis, und dunkler als die Schatten, die der Hügel warf, wenn die Sonnen sich neigten.

Die Wahrheit wartete auf sie, verborgen unter Hunderten Jahren Schweigen und Furcht.

Flüsternde Wahrheiten

Verschwiegene Wahrheit ist einem Geiste gleich, der keine Ruhe findet. Sie wandert zwischen den Welten, rührt an die Träume der Lebenden und ruft jene herbei, die sie erlösen können — auch wenn die Erlösung ein Opfer fordert, das keiner zu bringen gewillt ist.

Es war die Zeit der Abendruhe, da die Drei sich wieder dem Gasthaus näherten. Stunden hatten sie verbracht in einem Dorf, in denen keiner aus Johen mit ihnen sprechen wollte. Stunden in denen sie misstrauischer Blicke gewürdigt wurden und in denen Fenster und Türen geschlossen wurden, während sie durch die Gassen Waldheims wandelten. Aus den Schatten einer schmalen Gasse trat eine Gestalt hervor, geduckt und vorsichtig – Johen, der Schmied, dessen schwere Hände nicht zu dem scheuen Blick passen wollten, mit dem er die Gasse absuchte.

„Nicht alle in Waldheim wollen, dass ihr scheidet", flüsterte er und warf einen Blick über die Schulter. „Manche von uns ersehnen die Wahrheit. Aber ich rede nicht gern auf offener Straße." Er zog ein in Leinen gewickeltes Bündel unter seinem Umhang hervor und reichte es Nora mit unsicheren Händen. „Dies ist alt. Mein Urgroßvater bewahrte die Geschichten aus vergangenen Tagen, und ich habe die Schriften aufbewahrt, obwohl manch einer im Dorf mir dafür zürnen würde. Leset sie im Verborgenen und hütet Euch vor Eadgard und seinen Getreuen."

Nora empfing das Bündel mit gebührender Sorgfalt. „Weshalb helft Ihr uns, da doch andere uns zu verjagen trachten?"

Der Schmied blickte zum Hügel hinüber, der in der

beginnenden Dämmerung lag. „Weil das Geheimnis dieses Ortes uns langsam vergiftet. Ungezählte Jahre sind genug der Lügen." Er trat einen Schritt zurück. „Es bedarf frischen Windes, der den Nebel forttreibt."

Mit diesen Worten verschwand er zwischen den Häusern, und die Stille der Gasse schloss sich hinter ihm.

Die drei zogen sich in Noras Kammer zurück, wo das silbrige Zwielicht der Abendruhe durch kleine Butzenscheiben fiel und Muster auf die Dielen malte. Dort entrollte sie die Chronik mit behutsamen Händen.

Die Schrift war in einer älteren Form des Aus'Harringischen verfasst, deren verschlungene Zeichen Nora nicht ohne Weiteres zu entziffern vermochte. Sie beugte sich über das Pergament, die Lippen stumm bewegt, doch manches blieb ihr dunkel.

„Wieland, diese Wendungen sind mir fremd. Kennt Ihr eine solche Schreibweise?"

Der Eichenhüter trat näher und ließ seinen Blick über die verblassten Zeilen gleiten. „Das ist alt", sagte er. „Sehr alt. Manche dieser Worte hörte ich von den Ältesten meines Ordens. Hier" – sein Finger ruhte auf einer Stelle – „das heißt nicht ‚Pfad', sondern ‚Wurzelweg'. Und dies hier ist ein Wort für Seelenband, das wir heute nicht mehr verwenden."

So arbeiteten sie sich gemeinsam durch die Schriften, Nora mit dem geübten Auge der Archivarin, Wieland mit dem Gehör eines Mannes, dessen Volk die alten Worte noch im Munde führte. Es dauerte ein wenig, bis sie zwischen einer Vielzahl Pergamente eines erspähten, das ihre Aufmerksamkeit auf sich zog – uralt und kaum mehr zu entziffern.

„Seht her", sagte Nora, und ihre Stimme gewann an Festigkeit. „Hier steht geschrieben: Die fünf Weisen

trachteten danach, Frieden zu stiften zwischen den Wegen, Brücken zu schlagen, wo andere Gräben aushoben. Sie lehrten beide Traditionen, ehrten beide – die Lehren der Himmlischen Heerscharen und die Alten Pfade – nicht als eines, sondern in achtungsvoller Nachbarschaft."

Wieland nickte langsam, als bestätige das Geschriebene etwas, das er bereits geahnt hatte.

Nora las weiter: „Ein Mann namens Alrich, gesandt vom Orden der Waage, sann darauf, ihrem Tun ein Ende zu bereiten. Er sammelte Männer um sich, welche die fünf Weisen für ihre Ketzerei büßen lassen wollten."

„Der Orden der Waage", wiederholte Nora und hielt inne. „Das sind die Hüter des Rechts innerhalb der Heerscharen. Richter, Verteidiger des Gesetzes. Dass einer von ihnen solch eine Tat vollzog …" Sie schüttelte den Kopf und las weiter.

„Als er die Weisen dem Tode überantwortete, sprach er Worte in einer Sprache, die niemals zuvor ein Ohr vernommen hatte – Worte, die das Licht zu verfinstern schienen. Die Bäume, an die sie gebunden waren, begannen zu schreien – ja, zu schreien, als wäre ein lebendiges Wesen in ihrem Holze gefangen."

„Schreibt er von einem Ritual?", fragte Wieland. Sein Blick hatte sich verdunkelt.

Nora nickte, ihre Finger noch immer auf dem vergilbten Pergament ruhend. „Das Bannungsritual, welches später vollzogen wurde, hielt sie gefangen, anstatt sie zu befreien. Hier steht: ‚Wir wähnten, wir würden sie zur Ruhe betten, ihrem Treiben ein Ende setzen. Doch haben wir sie nur verstummen lassen, nur ihre Stimmen geraubt.'"

Tuomo rieb sich die Schläfen. „Die Geschichte … macht sich dunkel", sagte er, nach dem rechten Wort suchend. „In meiner Heimat, da ist heilig – die Verbindung, Mensch und Baum, die freiwillige … wie sagt man … Vereinigung

im Tode. Hier aber wurde daraus gemacht Gewalt."

„Und doch bleibt vieles im Dunkeln", bemerkte Nora, während sie die Chronik sorgfältig wieder aufrollte. „Was trieb Alrich zu einer solchen Tat? Woher kannte er die Formeln für solch ein Ritual, und was geschah mit ihm nach der Tat?" Sie stützte das Kinn auf die Hand, und in ihren Augen war jener forschende Blick, der die Archivarin verriet. „Es ist seit jeher nicht der Weg der Heerscharen, solche Gräuel zu vollbringen. Die Lehre des Höchsten Seins und die Alten Pfade durchziehen unsere Lande Seite an Seite, wenn auch auf getrennten Wegen. Warum vermochte niemand, das Unrecht zu sühnen? Und weshalb ruft es uns gerade jetzt aus seinem jahrhundertewährenden Schlummer?"

Wieland blickte auf seine Hände. Alle drei bemerkten eine unscheinbare Veränderung – feine Linien zeichneten sich auf seinen Handflächen ab, zart wie die Maserung jungen Holzes, ein Muster, das kein Mensch von Geburt an trägt.

„Etwas erwacht", sagte er. „Die Zeit ist gekommen."

In einem kleinen Hause am anderen Ende des Dorfes wachte Eadgard über einem kranken Kinde. Seine Enkelin Mila, fünf Weraldizwinter alt und der einzige Lichtschein, der ihm in seinen späten Jahren noch geblieben war, lag im Fieber und sprach von Dingen, die ihr kindlicher Geist unmöglich wissen konnte.

„Die fünf Weisen sind zurückgekehrt", entrang es sich ihrem Delirium, und ihre kleine Stimme klang brüchig und fremd. „Sie tragen Gewänder, weiß und voller Trauer. Warum hat ihnen jemand Leid zugefügt, Großvater? Warum verwehrt man ihnen die Heimkehr?"

Eadgard wischte ihr den Schweiß von der fiebrigen Stirn mit jener Behutsamkeit, die nur kennt, wer ein Kind dem

Abgrund nahe wähnt. Das Fieber war des Nachts über sie gekommen – just an dem Tage, da die Fremden zum ersten Male im Dorf auftauchten. Zufall? Er glaubte daran so wenig, wie man an die Zufälligkeit des Donners glaubt, der dem Blitze folgt.

„Schlummre, kleine Mila", flüsterte er mit brechender Stimme. „Dies sind nur Träume. Böse Träume, die der Nachtwind dir zutrug."

„Nein!" Ihre Finger umklammerten seinen Arm, zart und doch unerwartet fest. „Sie sind gegenwärtig! Sie begehren heimzukehren. Doch der düstere Mann mit den gleißenden Augen verwehrt es ihnen. Er ist von Bosheit erfüllt, Großvater. Gi oqtsinam! Dzawari tukhen tsiraq!"

Eadgard fuhr zusammen. Diese Worte und diese Beschreibung waren ihm nicht fremd – aus dem Munde seines eigenen Großvaters hatte er sie vernommen, kurz vor dessen Hinscheiden, als der Greis im Fieber darniederlag und Dinge von sich gab, die besser ungesprochen blieben.

Er kniete nieder neben dem Bette und betete – nicht nur zu den Himmlischen Heerscharen, sondern zu allem, was Beistand leisten mochte.

„Oh Höchster, wenn es Euer Wille ist, dass die Wahrheit ans Licht trete … doch verschonet das Kind."

Als sei eine Gnade über sie gekommen, öffnete Mila die Augen und blickte ihn an – klarer, als es einem Kinde geziemen sollte.

„Großvater, warum stellst du dich wider die Fremden? Sie trachten nur danach, das Rechte zu tun. Die Weisen haben es mir kundgetan." Sie hielt inne, ihre kindlichen Züge von ungewöhnlichem Ernste gezeichnet. „Sie sagen, Finn vermag ebenfalls mit ihnen zu sprechen. Sie sagen, er sei ein Bewahrer, gleichwie ich." Eadgard barg das Gesicht in den Händen. Die Tränen kamen, zum ersten Male seit vielen Jahren, und er ließ ihnen freien Lauf.

Als das erste Licht des neuen Tages über Waldheim kroch, lag eine fremdartige Beklemmung über dem Dorf. Kaldaz und Dagaz standen tiefer als gewohnt am Morgenhimmel, und ihr vereintes Licht warf Schatten, lang und dünn über die Gassen, wie uralte Finger, die nach etwas Verborgenem tasteten.

Nora trat aus dem Gasthause, den Blick fest auf die Kapelle gerichtet, deren unvollendeter Turm sich gegen den Himmel abhob. Doch als sie die schwere Eichentür zu erreichen suchte, fand sie diese verriegelt, ein Stück Pergament daran geheftet: „Die Chroniken sind für fremde Augen nicht bestimmt."

Sie wich zurück, nicht in Furcht, sondern in jener nachdenklichen Überraschung, die Gelehrten eigen ist, wenn sie auf unerwarteten Widerstand stoßen. Bald fanden sich Tuomo und Wieland an ihrer Seite, beide mit eigenen Berichten des Widerstands.

„Jemand durchsuchte mein Gemach", sagte Tuomo. Er sprach langsam, jedes Wort einzeln setzend. „Meine geweihten Dinge … berührt. Von Händen, die nicht wissen, was sie … entweihen." Er suchte nach dem Wort und fand es mit sichtlicher Anstrengung.

Wielands Miene war düster. „Meine Wanderstiefel. Nicht nur Dornen darin. Eine Substanz, die nach Tod und Verwesung duftet." Er sprach es aus, als stelle er eine Tatsache über den Zustand des Wetters fest. „Eine Warnung."

Sie standen im Licht des Morgenwerks, drei Fremde in einem Dorfe, das sie nicht willkommen hieß, und dennoch war in ihren Augen Entschlossenheit zu lesen.

„Sie trachten danach, uns zu vertreiben", stellte Nora fest. Ihre Stimme zitterte vor verhaltener Empörung. „Oder uns von unserem Wirken abzuhalten durch niedere Bosheiten."

Finn erschien hinter ihnen, ein schmaler Schatten, als hätte er dort schon gewartet. Seine Augen blickten zu ihnen auf, und seine leise Stimme trug Worte, die schwer fielen in die Stille.

„Großmutter ruft euch", sagte er nur, und legte den Finger auf die Lippen.

Die Sonne Kaldaz warf ihr bläuliches Licht über das Dorf, als Finn sie durch Gassen führte, die keiner der drei zuvor bemerkt hatte – schmale Wege zwischen den Häusern, durch verwilderte Gärten, an verschwiegenen Hinterhöfen vorbei. Der Knabe bewegte sich mit der Sicherheit eines Tieres in seinem angestammten Revier, und obwohl seine Schritte klein waren, hielten die Erwachsenen kaum Schritt.

Am Rande des Dorfes, wo die letzten Häuser sich dem Walde zuwandten, stand eine Hütte, die mehr dem Erdboden zu entstammen schien als Menschenhand. Ranken umwuchsen ihre Wände, und das Dach trug eine dichte Decke aus Moos.

„Hier wohnt Großmutter", flüsterte Finn, und sein Atem bildete kleine Nebelwölkchen in der erkalteten Luft.

Die Tür öffnete sich, noch ehe einer von ihnen die Hand zu heben vermochte. Eine Frau stand im Türrahmen, deren Alter so unbestimmt schien wie das der Bäume im Walde. Ihr Haar war weiß, doch ihre Augen glänzten mit dem klaren Licht der Jugend. Sie trug ein Gewand aus grobem Stoff, mit Zeichen bestickt, die den Alten Pfaden entstammten – Spiralen und verschlungene Knoten, wie man sie an uralten Kultsteinen findet.

„Ich bin Marta", sprach sie, und ihre Stimme klang vertraut, obwohl die Umstehenden sie zum ersten Male vernahmen. „Ich war Hebamme in diesem Dorfe, seit eure Väter noch nicht geboren waren. Jedes Kind in Waldheim kam durch meine Hände in diese Welt."

Sie legte ihre knochige Hand auf Finns Haupt, und der Knabe neigte sich ihr entgegen. „Manche trugen schon bei der Geburt die Zeichen des Besonderen. Dieser hier am deutlichsten."

Wieland betrachtete Marta, und etwas in seinem Blick veränderte sich. Es war kein Erkennen – sie hatten einander nie zuvor gesehen – und doch ein Verstehen, das keiner Worte bedurfte. Tuomo schien es ebenfalls zu spüren; er neigte den Kopf, eine Geste aus seiner Heimat, die Achtung vor einer Ältesten bekundete.

Nora hingegen musterte die Hütte, die Kräuterbündel, die Symbole, mit dem prüfenden Blick der Gelehrten, die eine neue Quelle erschließt.

Sie traten ein. Der Raum schien im Inneren größer, als es von außen möglich war, erfüllt von Düften, die Wieland vertraut waren – Salbei, Wacholder, etwas Herbes, das er nicht benennen konnte, aber in den Knochen spürte.

„Ihr habt Fragen", stellte Marta fest, als sie sich um den Tisch niederließen, auf dem eine Öllampe brannte, deren Flamme sich nicht im leisesten Luftzug regte. „Und ich trage Antworten in mir, die schwer wiegen."

Nora legte die Hände auf den Tisch, die Finger gespreizt, als ordne sie unsichtbare Dokumente. „Wir fanden eine Chronik. Sie berichtet von fünf Weisen, die auf dem Hügel lehrten, und von einem Mann namens Alrich, der sie tötete. Aber die Schrift ist lückenhaft. Was wisst Ihr darüber?"

Marta betrachtete sie einen Moment, und ein feines Lächeln umspielte ihre Mundwinkel – nicht spöttisch, aber wissend. „Ihr fragt nach dem Was und dem Wann. Das ist die Art Eures Ordens, nicht wahr? Des Ordens des Spiegels, der Bücher und Archive hütet."

Nora hob die Brauen. „Woher wisst Ihr …"

„Ich erkenne es an der Art, wie Ihr nach Wahrheit sucht

– mit dem Verstand, Zeile für Zeile." Marta wandte sich an die beiden anderen. „Aber es gibt Dinge, die nicht in Zeilen stehen."

Tuomo nickte, langsam. „In meinem Volk … wir sagen: Die Erde vergisst nicht. Was geschehen ist, liegt in ihr. Wie Samen."

„So ist es", sagte Marta, und zum ersten Male schien ihre Stimme wärmer zu werden. „Die fünf Weisen waren keine gewöhnlichen Menschen. Sie besaßen Gaben, die sie befähigten, die Grenzen zwischen den Welten zu überschreiten, die Stimmen der Bäume zu vernehmen und die Gesänge der Steine zu hören."

„Und sie erkannten eine Wahrheit, die in jener Zeit gefährlich war", ergänzte Wieland. Es war keine Frage.

Marta nickte. „Dass alle Wege eine gewisse Wahrheit in sich tragen, obgleich sie durch verschiedene Landschaften führen. Die Lehre der Himmlischen Heerscharen war noch jung in diesen Landen – das Höchste Sein und seine sieben Heerscharen, die die Menschen auf tugendhafte Pfade leiten. Und die Alten Pfade, die hier seit Anbeginn verwurzelt waren, wurden von manchem noch als Irrweg verdammt." Sie sah Wieland an. „Dein Bund weiß davon."

„Ja", sagte Wieland. Mehr nicht.

„Die fünf gründeten einen Kreis auf dem Hügel", fuhr Marta fort. „Sie fanden dort fünf Eichen in vollkommener Anordnung und lehrten dort beide Wege – nicht vermischt, sondern in achtungsvoller Nachbarschaft."

Nora beugte sich vor. „Bis Alrich kam."

„Bis Alrich kam." Martas Stimme senkte sich. „Ein Eiferer des Ordens der Waage, der nur einen Weg gelten lassen wollte. Aber es war nicht allein sein eigener Hass, der ihn trieb."

Tuomo berührte unwillkürlich seine Trommel. „Eine Dunkelheit … wirkte durch ihn." Er rang mit den Worten.

„Wie ein … Spielmann durch Instrument."

Marta sah ihn an, und in ihrem Blick lag Anerkennung. „Dein Volk hat die Verbindung niemals verloren, die hier verschüttet wurde. Ja. Ein Schatten aus den Tiefen jenseits des Silberschleiers. Ein Wesen, das sich von Zwietracht nährt. Es flüsterte in Alrichs Träume, lenkte seine Hand, legte ihm Worte in den Mund, die keines Menschen Zunge je zuvor geformt hatte."

„Was geschah in jener Nacht?", fragte Nora. Ihre Stimme war fest, doch ein Schauer kroch über ihre Haut.

„Sie wurden geopfert", antwortete Marta, und ihre Augen füllten sich mit Tränen, die im Lampenlicht schimmerten. „Nicht schnell und gnädig, sondern langsam und in Qualen. Alrich und seine Anhänger vollzogen ein Ritual, das die Seelen der fünf an die Bäume band, die sie selbst gepflanzt hatten. Gefangen im Zwischenreich. Weder lebend noch tot, weder Mensch noch Baum."

„Aber die Bäume begannen zu sprechen", sagte Wieland, und seine Stimme trug eine Gewissheit, die nicht aus eigenem Wissen stammen konnte. „Sie klagten an, was geschehen war."

„Ja. Sie verkündeten die Namen der Täter. Aus Furcht ließ Alrich die Bäume fällen und unter dem Hügel begraben, die fünf Weisen mit ihnen." Marta hielt inne. Ihr Blick ruhte auf der Flamme der Lampe. „Doch das Ritual band auch ihn selbst. Sein eigener Hass ward zur Kette, die ihn an den Ort seiner Untaten fesselte."

Ein Windhauch strich durch den Raum, obwohl alle Fenster geschlossen waren, und die Flamme der Lampe zuckte.

„Sie sind dort unten", flüsterte Finn aus seiner Ecke. „Die Weisen. Sie harren seit Jahrhunderten. Und mit ihnen der dunkle Mann."

Marta erhob sich und trat zu einem alten Schrank, der

an der Wand stand. Sie öffnete ihn mit einem Schlüssel, den sie an einer Kette um den Hals trug, und entnahm ihm eine Schatulle aus dunklem Holz, auf deren Deckel Symbole geschnitzt waren, die sich im Feuerschein zu bewegen schienen.

„Dies empfing ich von meiner Großmutter, die es von ihrer Großmutter erhielt." Sie stellte die Schatulle behutsam auf den Tisch. „Es gehörte einst den fünf Weisen."

Sie öffnete den Deckel. Zum Vorschein kam ein Anhänger aus Silber, geformt wie ein Baum, dessen Zweige und Wurzeln sich in vollkommener Spiegelung begegneten, als ob über und unter der Erde dasselbe Wachstum stattfände.

„Dieser Anhänger gehörte einem von ihnen, dem ersten der Weisen. Er wusste um die Gefahr, die ihnen drohte, doch vermochte er ihr nicht zu entrinnen."

Nora betrachtete den Anhänger mit dem geschulten Blick der Archivarin. Wieland hingegen schloss die Augen, als lausche er einem fernen Klang. Tuomo hielt die Hände über das Silber, ohne es zu berühren, so wie man die Wärme eines Feuers prüft.

Marta beobachtete die drei, und ihr Blick ruhte zuletzt auf Wieland. Ein Schatten von Sorge huschte über ihr Antlitz. „Und du, Eichenhüter … du bist bereits auf einem Wege, den zu beschreiten gefährlich ist. Die Veränderung hat begonnen, ohne dass du es wolltest."

Wieland senkte den Blick auf seine Hände, wo die feinen Linien nun deutlicher hervortraten. „Ich spüre es", gestand er. „Seit wir in Waldheim eintrafen, ist etwas in mir erwacht, das zuvor schlummerte."

Marta legte ihre Hand auf die seine, und Wieland zuckte nicht zurück. Es war eine Berührung, die Nora fremd war – nicht die Geste einer Heilerin, die prüft, sondern die

einer Frau, die mit den Händen liest, was die Erde zu sagen hat.

Es war zu Beginn des Abendwerks, als die drei Fremden beschlossen, sich dem Hügel zu nähern. Barkuz, das silberne Band, das den Himmel durchschnitt, schien am frühen Abendhimmel und warf sein Licht über eine Welt, die fremd und unwirklich erschien. Die Luft vibrierte von unsichtbaren Spannungen, als stünde ein Gewitter bevor, dessen Blitze nicht am Himmel, sondern in den Tiefen der Erde zucken würden.

Der Hügel lag vor ihnen, kahl im silbrigen Scheine, jedes Gräslein, jeder Stein deutlich sichtbar in dem fremdartigen Lichte, das keinen Schatten warf, sondern alles in eine gleichförmige, unnatürliche Klarheit tauchte. Sie schritten die sanfte Steigung empor. Die Stille um sie her war so vollkommen, dass sie ihr eigenes Herzschlagen zu vernehmen glaubten.

Auf halbem Wege zum Gipfel spürte Wieland, wie der Boden unter seinen Füßen zu erbeben begann, nicht heftig, sondern sanft, rhythmisch, gleich dem Atem eines schlafenden Riesen. Die Schwingungen übertrugen sich auf seinen Körper, durchströmten ihn, und er spürte, wie die feinen Linien auf seiner Haut sich vertieften, als antworte etwas in seinem Inneren auf den Ruf der Erde.

„Es beginnt", flüsterte er, und seine Stimme trug eine fremdartige Resonanz, als spräche nicht einer, sondern viele durch seinen Mund. „Die Erde öffnet sich dem Rufe."

„Ich vernehme es", bestätigte Tuomo, seine Trommel in den Händen haltend. Ohne bewussten Entschluss begannen seine Finger, einen leisen Rhythmus zu schlagen, der dem Pulsieren des Bodens entsprach – ein Zwiegespräch, dessen Worte jenseits der menschlichen Sprache lagen.

Der Boden vibrierte, ein leises Summen, das durch ihre

Körper drang. Die Luft flimmerte, und die Welt um sie herum begann sich zu verformen, als blickten sie durch fließendes Wasser. Aus dem Hügel drang ein Licht, kein Sonnenlicht und nicht das Silber von Barkuz, sondern ein Schimmer, der zwischen Grün und Blau changierte.

Dann erklangen die Stimmen. Nicht deutlich wie das Sprechen von Menschen, sondern zerrissen, als drängen sie durch gespaltene Kehlen. Manche Töne hallten zu lange nach, andere brachen ab, bevor das Wort sich formen konnte. Stimmen überlagerten sich, verschwammen, und manchmal riss etwas sie zurück in die Tiefe, bevor sie sich wieder den Weg ins Freie suchten:

„W-wir dan — danken Euch… dass Ihr gek — gekOMMEN seid…"

Die Klangfarben wechselten von kindlich zu greisenhaft innerhalb eines Wortes, als sprächen mehrere Münder durch eine einzige Kehle. Tuomo wich unwillkürlich zurück, die Augen weit vor Ehrfurcht und Entsetzen.

Über dem Hügel formten sich schemenhafte Gestalten aus Licht und Schatten — fünf Figuren, die sich beständig auflösten und neu bildeten. Ihre Gesichter veränderten sich im Herzschlag: Freude, Qual, Gleichmut, Wahnsinn. Teile fehlten, wurden durchscheinend, kehrten wieder. Eine der Erscheinungen streckte einen Arm aus, doch der Arm teilte sich in mehrere durchscheinende Fassungen seiner selbst, jede in anderer Stellung, als könne die Gestalt sich nicht erinnern, welche Form die ihre war.

„Ein TEIL der Wahr — HEIT… ist aus — gesprochen… teilweise…"

Nora trat einen Schritt vor. Ihr Herz schlug hart gegen die Rippen, doch die Gelehrte in ihr griff nach dem, was sie verstand — nach Mustern, nach Ordnung in dem Zerbrochenen.

„Was meint ihr?", rief sie, und ihre Stimme war fester, als

sie sich fühlte. „Welche Wahrheit? Die Wahrheit über das, was euch angetan wurde?“

Die Gestalten zuckten, als habe ihre Stimme an etwas gerührt. Für einen Augenblick verdichteten sich ihre Umrisse, wurden beinahe greifbar — dann zerfielen sie wieder.

„Nicht — nicht ALLES…!“

Der letzte Teil wurde von allen Stimmen zugleich geschrien, und Nora presste die Hände an die Schläfen — nicht der Lautstärke wegen, sondern ob der Verzweiflung, die in diesen Worten vibrierte, einer Verzweiflung, die sich anfühlte, als dringe sie unmittelbar in den Leib.

„ES ist… ist STARK.“

Die Worte kamen nun aus verschiedenen Richtungen, als entströmten sie dem Boden, der Luft, dem silbrigen Lichte des Abendhimmels. Nora spürte, wie sich ihre Haut mit einem Schaudern überzog — nicht vor Kälte, sondern vor der Berührung mit etwas, das jenseits ihres Begreifens lag.

Wieland hatte die Augen geschlossen. Er stand reglos, die Handflächen nach unten gewandt, als lausche er nicht den Stimmen über dem Hügel, sondern etwas, das darunter lag.

„Gift“, sagte er leise. „Etwas vergiftet den Boden. Hält sie fest.“

Als hätten seine Worte den Gestalten eine Richtung gegeben, schwankten sie auf ihn zu, ihre Konturen flackernd:

„Es f-flüstert… GIFT — ige Worte… hält uns… gebunden…“

Die Erscheinungen begannen sich in grotesken Winkeln zu verbiegen. Arme verlängerten sich, Köpfe drehten sich zu weit, Augenhöhlen wurden leer und füllten sich wieder mit pulsierendem Licht. Es war, als rang etwas in ihnen

gegen etwas anderes — als stritten zwei Kräfte um dieselbe Gestalt.

Tuomo hatte begonnen, leise zu trommeln, kaum hörbar, ein Rhythmus, der nicht mit den Stimmen rang, sondern ihnen einen Grund legte, auf dem sie stehen konnten. Die Gestalten beruhigten sich ein wenig, ihr Flackern wurde langsamer, gleichmäßiger.

„Ihr seid die — ihr seid —"

Die Stimmen setzten an und brachen ab, setzten wieder an. Nora beugte sich vor, als könne sie den Worten mit ihrem Willen auf die Beine helfen.

„Wir sind was?", fragte sie, und es lag keine Furcht mehr in ihrer Stimme, nur die Dringlichkeit einer Frau, die spürte, dass die Worte, die sich hier zu formen versuchten, nicht lange an der Oberfläche bleiben würden.

Die fünf Gestalten zogen sich zusammen, als bündelten sie das Letzte ihrer Kraft, und für einen Herzschlag standen sie beinahe still, beinahe klar, und ihre Stimmen fanden zu einem einzigen, brüchigen Klang:

„Die — Schlüssel."

Dann zerfielen sie, fielen in sich zusammen, und die Dunkelheit über dem Hügel war so plötzlich und so vollständig, als habe jemand ein Licht ausgeblasen.

Das Wort wiederholte sich, jede Wiederholung verzerrter als die vorherige. Wieland fiel auf die Knie, die Hände in die Erde gegraben, als suche er dort Halt vor einem inneren Sturm, der ihn zu entwurzeln drohte. Die Linien auf seiner Haut leuchteten von innen, pulsierend im gleichen Rhythmus wie das Licht über dem Hügel. Sie durchfurchten sein Gesicht und seine Arme gleich den Pfaden, die ein Pflug ins Erdreich gräbt.

Dann, so plötzlich wie sie erschienen waren, verschwanden die Gestalten. Das Licht im Boden erlosch nicht allmählich, sondern stürzte in sich selbst hinein. Das Licht

des Abends kehrte zurück und tauchte den Hügel in andächtige Stille, doch in den Augen der drei Zeugen blieben die verstörenden Nachbilder haften.

Für einen langen Moment herrschte Stille, als wäre die Welt selbst erschöpft. Dann sprach Nora, ihre Stimme leise, doch gefasst.

„Sie sind Fragmente. Zerrissen zwischen den Welten, weder lebend noch tot, weder hier noch dort."

Wieland erhob sich langsam. Seine Bewegungen waren seltsam fließend, als hätte sein Körper eine neue Art der Bewegung erlernt. Seine Augen trugen einen grünlichen Schimmer, und als er sprach, schien seine Stimme von weither zu kommen, durch dichtes Laub gefiltert.

„Sie rufen nach Erlösung. Nach Befreiung aus einer Gefangenschaft, die kein Ende kennt."

„Aber was sie bindet", ergänzte Tuomo, die Trommel noch in den Händen, „ist nicht … gewillt, zu lassen seine Gefangenen." Er hielt inne, suchte. „Es wehrt sich. Wie Tier in Falle, das in seinem Todeskampf am … gefährlichsten ist."

Sie wendeten sich zum Gehen, doch Wieland verharrte noch einen Moment, den Blick auf den Hügel gerichtet, als hörte er Stimmen, die den anderen verborgen blieben. Ein Schauder durchlief seinen Körper, und als er sich den anderen zuwendete, bemerkten sie, dass sich an seiner Schläfe ein Muster bildete – zarte Adern, den Verästelungen eines Blattes gleich, die sich im Winde zu wiegen schienen.

„IHR WAHNSINNIGEN!"

Noch von den Geschehnissen erschüttert, schreckten die drei auf und fuhren herum. Eadgard stand in einigem Abstand, das Gesicht von Entsetzen verzerrt.

„Ihr tragt das Werk des Bösen in euch! Ihr versucht, sie zu erwecken, diese … diese Kreaturen, und redet von Befreiung?" Seine Stimme überschlug sich. „Sollen sie noch

mehr Leid über uns und unsere Kinder bringen? Ihr werdet das Dorf verlassen. Wenn nicht heute, dann spätestens morgen."

Hastig drehte er sich um und eilte in Richtung Waldheim.

Tuomo schaute ihm nach. „Er hat … große Furcht", sagte er bedächtig. „Ist wohl Zeit, dass wir …" Er suchte nach dem Wort, gab es auf und deutete mit einer Geste zum Gasthaus.

Wieland schaute zum Himmel, an dem bereits die Monde sichtbar wurden, und ihr dreifaches Licht – silbrig, violett, rötlich – mischte sich mit dem letzten Schein des Abends. Der rötliche Schein von Draupnaz dominierte in dieser Nacht und tauchte die Wälder der Region in ein Licht, dass in den Weiten von Weraldiz nur selten zu beobachten war. Wieland betrachtete es lange.

„Wandel", sagte er leise. Dann folgte er den anderen.

Keimende Verwandlung

Jede Wandlung beginnt als Riss in dem, was wir für unser Wesen halten. Was hindurchwächst, kennt keinen Namen, ehe es da ist — und wer sich wandelt, vermag nicht zu sagen, ob er etwas gewinnt oder etwas verliert, das er nie wieder sein wird.

Am nächsten Morgen trug der Wind die Nachricht durch Waldheim, von Schwelle zu Schwelle, von Mund zu Ohr: Weitere Kinder waren in der Nacht vom Fieber befallen worden. Der kleine Ceorl, Sohn des Bäckers, war mit glänzenden Augen erwacht und phantasierte von „Weisen in weißen Gewändern, die keinen Schlummer finden können". Die alte Bertha hatte ihre Enkelin Yrsa gefunden, wie sie mit angstverzerrtem Antlitz rief, sie vernehme „die Weisen weinen in den Tiefen der Erde".

Ein seltsam drückender Tag lag über Waldheim, obgleich der Himmel in scharfem Blau prangte, wo Kaldaz und Dagaz ihre Bahnen zogen. Doch die Menschen gingen gebeugt, und ihre Stimmen wurden leiser, wenn sie einander auf der Straße begegneten.

Die drei Fremden traten über die Schwelle des Gasthauses und gewahrten sogleich, dass die Nacht eine Wandlung gebracht hatte. Die Menschen hatten sich in Gruppen zusammengefunden, ihre verstörten Blicke zum Hügel gewandt. Dort, in der kahlen Erde, hatte sich über Nacht ein Spalt aufgetan — ein Riss, tief genug, dass man die schwarze Erde darunter erkennen konnte, als hätte der Hügel selbst einen Schrei ausgestoßen, den niemand gehört hatte.

„Dort“, deutete Tuomo, „ist etwas — aufgebrochen. In der Nacht.“ Er suchte nach den Worten. „Wie ein Siegel, das… birst.“

Wieland betrachtete seine Hände. Feine Linien hatten sich in seine Handflächen gezeichnet, zart und kaum sichtbar, als hätte jemand mit dünner Feder über seine Haut geschrieben.

„Das Land wird unruhig“, sprach er mit gedämpfter Stimme. „Die Erde träumt schlecht.“

Sie gingen vorbei an Dorfbewohnern, die ihnen teils zornige, teils hoffnungsvolle Blicke zuwarfen. Aus dem Spalt im Hügel stieg ein Dunst empor, feucht und alt, als sei lange unberührte Erde der Luft ausgesetzt worden.

Eine Hand legte sich auf Noras Arm. Es war Gerwin, der Wirt, sein Antlitz gezeichnet von einer schlaflosen Nacht.

„Eadgard hat seine Getreuen in der Nacht zusammengerufen“, murmelte er und scheute ihren Blick. „Sie reden von drastischen Maßnahmen. Von dem, was getan werden muss.“

„Was für Maßnahmen?“, fragte Nora, doch Gerwin schüttelte nur den Kopf und zog sich zurück, als habe er bereits zu viel gesagt.

Ein Junge huschte herbei — Finn. Sein Gesicht wirkte ungewöhnlich ernst für ein Kind, doch zugleich erfüllt von einer eigenartigen, stillen Freude.

„Milas Zustand hat sich verdüstert in der Nacht“, berichtete er sachlich. „Ihr Großvater vergießt Tränen, wenn er sich unbeobachtet wähnt.“

„Woher weißt du all dies, Knabe?“, fragte Nora sanft.

„Ich höre Dinge“, gab er zurück mit jener unschuldigen Direktheit, die nur Kindern zu Gebote steht. „Manchmal die Weisen. Aber auch das, was in den Häusern gesprochen wird, wenn der Wind es zu mir trägt.“

Wieland betrachtete den Jungen mit einem forschenden Blick, der tiefer ging als gewöhnliche Neugier. Etwas in dem Kinde war ihm vertraut, etwas, das er nicht benennen konnte, das aber an die feinen Linien in seinen eigenen Händen rührte.

„Wir müssen mit Marta sprechen", entschied Nora nach kurzem Schweigen. „Wenn jemand versteht, was mit den Kindern geschieht, dann sie."

Marta empfing sie in ihrer niedrigen Stube, wo Bündel getrockneter Kräuter von der Decke hingen und sanft im Luftzug schwangen. Die alte Frau wirkte beunruhigt, doch nicht überrascht.

„Die Kinder sind immer die Ersten, die es spüren, wenn etwas nicht in Ordnung ist mit der Welt", sagte sie, während sie dunkel aufgegossenen Tee in abgegriffene Tonbecher goss. „Ihre Seelen sind noch nicht verhärtet von den Jahren. Was die Erwachsenen verlernt haben zu hören, dringt noch an ihre Ohren."

Nora nahm den Becher an sich und ordnete im Stillen, was sie wusste. Die Fieber, die sich ausbreiteten. Die Kinder, die in derselben Bildsprache sprachen, obgleich keines vom anderen wissen konnte. Es gab Muster hier, wie in einer Quelle, die man nur zu lesen verstehen musste.

„Sprecht Ihr davon, dass die Kinder etwas empfangen?", fragte sie. „Botschaften, die ihren Leibern zusetzen?"

Marta nickte bedächtig. „Die Fieber sind die Art, wie sich ihre Leiber gegen das Eindringen wehren. Gegen das, was aus der Tiefe zu ihnen dringt. Nicht alle Kinder sind stark genug für solche Zwiesprache."

„Aber was — will zu ihnen dringen?", fragte Nora weiter, und ihr Blick suchte Martas Augen, als könnten diese ihr die Quelle nennen, die sie suchte.

Marta wandte ihren Blick zum Fenster, das den Hügel in

der Ferne rahmte. „Etwas, das dort begraben liegt und keine Ruhe findet. Ihr wisst es ebenso gut wie ich, Nora. Die Stimmen, von denen die Kinder sprechen — das sind keine Fieberträume. Es sind Erinnerungen, die sich nicht auslöschen ließen."

„Sie wollen — gehört werden", sagte Tuomo leise, und die anderen wandten sich ihm zu. Er sprach langsam, als taste er sich von Wort zu Wort. „Bei meinem Volk… wenn ein Geist nicht ruhen kann, dann — er sucht Ohren. Junge Ohren. Weil die — noch offen sind."

Marta sah ihn an, und etwas in ihrem Blick verriet stilles Erkennen. Sie und Tuomo brauchten nicht viele Worte, um einander zu verstehen.

„Es gibt eine Möglichkeit, mehr zu erfahren", sagte Marta nach einer Weile und senkte die Stimme. „Johen der Schmied hütet etwas in seinem Hause. Etwas, das er mir einst in einer schwachen Stunde zeigte, als sein Kummer zu schwer wurde. Ich denke, es ist an der Zeit, dass ihr es seht."

Nora richtete sich auf. „Was für eine Art von Quelle?"

„Ein Buch. Und etwas anderes, das seine Ahnen von den Fünf bewahrten, ehe man ihre Hinterlassenschaft den Flammen übergab." Marta hob die Hand, als sie sah, dass Nora bereits aufstehen wollte. „Doch nicht in Eile, nicht jetzt. Eadgards Leute sind wachsam. Geht zu Johen, wenn die Schattenruhe naht und die Straßen sich leeren. Ich werde Finn vorausschicken, damit Johen euch erwartet."

Wieland, der still am Fenster gestanden hatte, wandte sich um. „Es herrscht Angst im Dorf. Stärker als gestern." Es war keine Frage, sondern eine Feststellung, knapp und gewichtig.

Marta nickte. „Eadgard fürchtet, was er nicht versteht. Und Furcht macht blind. Seid behutsam."

Die Schattenruhe nahte, und Barkuz schob sich zwischen die Sonnen und die Welt, bis sein silbrig-violettes Zwielicht über die Gassen fiel. Die Menschen zogen sich in ihre Häuser zurück, und die Stille, die sich über Waldheim legte, war tiefer als gewöhnlich, als lausche das Dorf selbst.

Sie gingen einzeln und auf verschiedenen Wegen, wie Marta es geraten hatte. Nora zuerst, den Kragen ihres Mantels über das silberne Haar gezogen. Tuomo einige Minuten darauf, den Blick gesenkt, als suche er etwas auf dem Erdboden. Wieland zuletzt, und sein Gang hatte etwas Lautloses angenommen, das ihm selbst kaum bewusst war, als glichen sich seine Schritte dem Rhythmus des Windes an.

Johen erwartete sie nicht in der Schmiede, sondern in einem Haus am Rande des Dorfes, das verlassen schien. Finn saß auf der Schwelle und erhob sich, als er sie kommen sah, lautlos und ortskundig wie stets.

„Er ist unten", flüsterte der Junge und führte sie durch eine niedrige Tür.

Im Keller, unter morschen Dielen, die unter ihren Schritten ächzten, verbarg sich eine Kammer, deren Existenz man von außen nicht hätte vermuten können. Der Geruch von altem Pergament und Staub schlug ihnen entgegen, als Johen die niedrige Türe öffnete. Das spärliche Licht einer Öllampe enthüllte einen Raum, der eher einer vergessenen Gruft glich als einem Keller.

Johen zog ein in Leder gebundenes Buch hervor, das den Duft ungezählter Jahre in sich trug.

„Dies hier", sagte er mit belegter Stimme, „ist das Tagebuch Alrichs des Reinen. Einer meiner Ahnen entriss es den Flammen, ehe man alle Spuren tilgte. Längst hätte ich es dem Feuer übergeben sollen, doch…" Er stockte. „Man kann das Böse nicht verbrennen. Es kehrt wieder."

Nora nahm das Buch behutsam entgegen und schlug es auf. Die Schrift war Argitarisch, aber kantig und hart, als sei sie mit Zorn ins Papier geritzt worden. Nora erkannte die Zeichen sogleich — die Sakralschrift ihrer eigenen Tradition, doch entstellt von einer Hand, die mit dem Geist ihrer Ordnung gebrochen hatte.

„Er schrieb in der Sprache der Heerscharen", murmelte sie, halb zu sich selbst. „Die Sprache der Orden, in der er seine Sendung empfing."

Wieland trat näher und sah über ihre Schulter, obgleich die Zeichen ihm nichts sagten. Doch sein Blick ruhte nicht auf der Schrift — er sah die Tintenkleckse, die Stellen, wo die Feder das Pergament durchstoßen hatte, und las darin etwas, das keiner Sprache bedurfte.

Nora übersetzte, langsam und mit einer Stimme, die sich bemühte, das Gelesene von sich fernzuhalten:

„Die fünf Ketzer müssen dem Tode anheimfallen. Die reine Lehre darf nicht durch heidnischen Schmutz befleckt werden. In dieser Nacht führe ich zwölf rechtschaffene Männer zum Hügel. Das Schwert der Rechtschaffenheit wird den Rost der Ketzerei hinwegbrennen. Doch genügt es nicht, ihre sterbliche Hülle zu vernichten. Ihre Ideen, ihre verdammten Lehren von Brücken zwischen den Glaubensformen, müssen für alle Zeit ausgelöscht werden. Die Stimme des Höchsten Seins hat mir das Ritual offenbart…"

Die Einträge wurden zunehmend verworrener, die Handschrift unstet. Die Worte drängten sich übereinander, als hätte die Hand des Schreibers den Verstand überholt:

„Es ist vollbracht. Die fünf sind dahingegeben und ihr Blut nährt den Schoß der Erde. Doch… doch die Bäume! Die Bäume erheben ihre Stimmen! Sie rufen unsere Namen! Das war nicht… das sollte nicht… Das Höchste Sein verweigert mir sein Wort. Warum nur schweigt er? Die Stimme, die mir das

Ritual offenbarte, lacht nur. Lacht und lacht und lacht…“

Stille hing in der Kammer, schwer und dicht. Nora schloss das Buch, als könne sie damit die Stimme zum Schweigen bringen, die aus den Seiten emporstieg.

Johen hatte sich auf eine Bank sinken lassen, das Gesicht in den Händen. „Ich habe all die Jahre gewusst, dass es dort liegt“, sagte er dumpf. „Wusste, dass Schlimmes darin steht. Aber die Sprache der Argitarier ist mir fremd. Ich konnte nur die — die Wut darin spüren. In der Schrift selbst.“

„Es war nicht die Stimme des Höchsten Seins, die zu ihm sprach“, sagte Nora leise, und ihre Hände lagen noch auf dem Ledereinband, als hielte sie etwas fest, das ihr zu entgleiten drohte. „Kein Orden hätte ein solches Ritual gebilligt. Was immer ihm das Ritual eingab — es stammt nicht von der Lehre der Heerscharen.“

Tuomo nickte langsam. „Dies ist nicht — Werk eines Gläubigen.“ Er rang mit den Worten, die Stirn gerunzelt. „Dies ist… Wahnsinn. Wahnsinn, der sich verbirgt hinter — Frömmigkeit.“

Johen deutete in die hintere Ecke der Kammer. „Es gibt noch etwas“, sagte er. „Mein Ahn bewahrte nicht nur das Buch.“

Auf einem Steinsims, halb verborgen unter einem vergilbten Tuch, lag ein facettierter Kristall, kaum größer als eine Männerfaust. Er brach das kärgliche Licht der Öllampe und warf es als schillernde Funken an die Kellerwände. Es ging etwas Stilles von ihm aus, etwas, das die Aufmerksamkeit auf sich zog, ohne zu blenden.

„Mein Ahn fand ihn bei den Habseligkeiten der Fünf“, sagte Johen, „in der Nacht, als er das Buch aus den Flammen rettete. Er wagte nie, ihn fortzugeben, und nie, ihn zu benutzen. Nur aufzubewahren.“

Tuomo trat näher, die Augen verengt. Er streckte die

Hand aus, berührte den Kristall aber nicht. Seine Lippen bewegten sich lautlos, als taste er nach einem Wort in seiner eigenen Sprache, das er hier nicht finden konnte.

„Solche Steine", sagte er schließlich, und seine Stimme war kaum mehr als ein Flüstern, „gibt es bei meinem Volk. In tiefen — Felsenhallen. Die Noaidi nutzen sie für… wie sagt man…" Er machte eine kreisende Geste mit der Hand. „Wanderungen. Durch die — Erinnerung."

Nora betrachtete den Kristall mit dem Blick einer Gelehrten, die vor einer unbekannten Quelle steht — fasziniert, doch wachsam. „Ein Artefakt der Fünf", murmelte sie. „Wenn die Weisen es nutzten, um zwischen den Traditionen zu vermitteln…"

Sie sah Tuomo an. Er sah sie an. Und ohne dass ein Wort der Absprache fiel, griffen beide zugleich nach dem Kristall.

Was dann geschah, entzog sich jeder Beschreibung, die der Verstand im Nachhinein hätte ordnen können. Ein Blitz gemeinsamer Bilder durchfuhr sie, und für einen Herzschlag sah ein jeder durch die Augen des anderen.

Nora erlebte die Weite der nördlichen Tundra, als stünde sie selbst unter einem Himmel, der die Seele zu verschlingen drohte. Sie spürte die Kälte, die durch Tuomos Kinderkörper gegangen war, als er seinen kleinen Bruder Ailu suchte — eine Kälte, die nicht nur den Leib, sondern das Herz durchdrang. Sie hörte den Wind, der Stimmen trug, und verstand, warum Tuomo lauschte, wo andere nur Stille hörten. In diesem einen Augenblick erfasste sie etwas, das ihre Quellen und Archive nie hatten lehren können: dass die Grenze zwischen den Lebenden und den Toten für manche Menschen dünn war, und dass es Berufungen gab, die kein Orden vergab.

Tuomo hingegen fand sich in den Hallen von Zeruko Hiri wieder, sah durch Noras Kinderaugen die gewaltigen

Säulen des Tempels, die sich gen Himmel reckten. Er spürte ihre kindliche Ehrfurcht vor der Ordnung, die in jedem Ornament, jedem Fenster zum Ausdruck kam. Doch darunter fühlte er ihre Einsamkeit, die Sehnsucht nach etwas, das sie nicht benennen konnte. Er sah sie als kleines Mädchen, das vor einem Spiegel stand und sich fragte, warum manchmal Lieder in ihrem Kopf erklangen, deren Worte sie nicht verstand.

Und dann — sahen beide dasselbe: Eine Frau mit Noras Gesichtszügen, doch dunklem Haar, die in einer kleinen Kammer kniete. Vor ihr lag ein aufgeschlagenes Buch, doch es waren nicht die Ornamente der Argitarier darin zu sehen, sondern die fließenden Symbole der Alten Pfade. Die Frau weinte, und ihre Tränen fielen auf die Seiten.

„Meine Tochter wird zwischen beiden Welten stehen", hörten sie die Frau flüstern. „Wie ich es tue. Doch vielleicht wird sie finden, was mir verwehrt blieb — den Frieden zwischen den Pfaden."

Die Vision zerbrach. Beide traten zurück, die Augen geweitet, als hätten sie in eine der Sonnen geblickt. Der Kristall lag still zwischen ihnen, und doch war etwas in der Kammer verändert — nicht das Licht, nicht die Luft, sondern etwas zwischen den beiden Menschen, die sich anblickten.

Nora fand als Erste ihre Stimme wieder. „Es sind verschiedene Pfade", sagte sie leise, und etwas in ihrem Ton war anders als zuvor — nicht mehr nur die Gelehrte, die Wissen ordnete, sondern eine Frau, die zum ersten Mal etwas in sich erkannte, das älter war als ihre Erziehung.

Tuomo sah sie an, und für einen Moment schien seine Sprachlosigkeit nicht der fremden Sprache geschuldet, sondern dem Gewicht dessen, was er gesehen hatte. Er rang mit den Worten, die Hände halb erhoben, als könne er mit Gesten sagen, was die Sprache ihm verwehrte.

„Verschiedene Pfade“, wiederholte er, „aber jeder — hat seine… Wahrheit. Nicht eine Wahrheit — nur.“ Er schüttelte den Kopf, unzufrieden mit der Armut seiner Worte. „Die Fünf. Sie wollten nicht — eine Religion machen. Neu machen. Sie wollten — Brücken.“ Er zeichnete mit den Händen eine Geste, die zwei Ufer verband. „Dass beide Wege — bleiben. Aber voneinander — hören können.“

Ihre Blicke begegneten sich, und in diesem Augenblick teilten sie eine Trauer, die keiner von ihnen je ausgesprochen hatte. Nora um die Mutter, die sie nie kennengelernt hatte. Tuomo um den Bruder, dessen Tod ihn auf einen Pfad geführt hatte, den er nicht gewählt hätte, wäre die Wahl ihm gelassen worden.

„Deine Mutter…“, begann Tuomo zögernd, und seine Stimme war sehr leise.

Nora nickte langsam. „Mein Vater sprach zuweilen von ihr. Wie sie in einer kleinen Kammer saß und in alten Büchern las, Bücher mit Zeichen, die niemand sonst in unserem Hause verstand. Wie sie stundenlang aus dem Fenster blickte und dabei sang — leise, traurige Lieder in einer Sprache, die älter war als die Worte der Heerscharen.“

Ihre Stimme sank zu einem Flüstern. „Er sagte, sie habe immer geweint, wenn sie von ihrer Heimat sprach. Als trüge sie einen Schmerz in sich, der größer war als sie selbst — den Schmerz dessen, der zwischen zwei Welten steht und in keiner ganz zu Hause sein kann.“

„Und mein Bruder“, sagte Tuomo, und seine Hände ballten sich unwillkürlich. „Er ist nie — ganz fort. Er war immer da. In jedem Geist, dem ich — helfen wollte.“ Er suchte nach Worten, fand sie nicht und legte stattdessen seine Hand neben Noras auf den Tisch, eine Geste, die mehr sagte als er in dieser Sprache je hätte formen können.

Nora griff nach seiner Hand. Beide spürten noch immer den Nachhall der Vision — nicht als Bild, sondern als

Wärme, die langsam verging.

„Die fünf Weisen haben versucht, was unsere Geschichten nie vermochten", sagte Nora langsam, als füge sich etwas in ihrem Geist zusammen. „Brücken zu bauen zwischen den Welten unserer Väter und Mütter. Und sind daran zerbrochen."

„Zerbrochen", sagte Tuomo, und sein Blick war fest. „Aber — vielleicht. Was an einem Ort zerbricht — kann an einem anderen Ort… heilen."

Der Kristall zwischen ihnen pulsierte einmal, kurz, als bestätige er etwas, das bereits ausgesprochen war.

Johen, der schweigend alles verfolgt hatte, trat näher. Sein Gesicht war blass, gezeichnet von einer Erschütterung, die über sein Begreifen hinausging.

„All die Jahre", sagte er, und seine Stimme war heiser. „All die Jahre wusste ich, dass etwas Furchtbares in diesem Buch steht. Konnte es spüren, ohne die Zeichen lesen zu können. Und jetzt…" Er sah Nora an. „Habt ihr nun begriffen, warum wir uns fürchten?"

Nora senkte den Blick auf das Buch, das zwischen ihnen auf dem Tisch lag. „Es ist schlimmer als eine Legende, nicht wahr", sagte sie leise, und es war keine Frage. „Nicht allein der Tod der Fünf. Sondern die Verdrehung. Eine Sendung, die in ihr Gegenteil verkehrt wurde. Alrich glaubte, dem Höchsten Sein zu dienen, und diente etwas anderem."

„Etwas Dunklerem", sagte Johen. „Älterem."

Wieland trat ans Fenster und wandte den Blick zum Hügel, der sich gegen den silbrig-violetten Himmel der Schattenruhe abhob. Zwischen seinen Fingern zerrieb er trockene Erde, die vom Fenstersims rieselte.

„Nicht nur Mord", sagte er knapp. „Frevel am Geiste. Gift, das im Boden blieb."

Als sie den Keller verließen, bemerkte Nora, wie die

feinen Linien auf Wielands Haut sich ausgebreitet hatten — nicht mehr nur die Handflächen, sondern nun auch an den Unterarmen sichtbar, wo sie aus den Ärmeln seiner Tunika hervortraten. Seine Augen trugen einen Schimmer, der im Dämmerlicht der Schattenruhe deutlicher war — ein Grünton, der nicht von Farbe herrührte, sondern von etwas Tieferem.

Doch während sie noch darüber sann, forderte etwas anderes ihre Aufmerksamkeit. Die Vision mit Tuomo hatte etwas in ihr aufgebrochen, das lange verschlossen gewesen war, eine Tür, die den rechten Schlüssel gefunden hatte.

„Ich verstehe es jetzt", flüsterte sie, die Augen zum fernen Hügel gewandt. „Die Sehnsucht, die ich immer in mir getragen habe."

Tuomo trat näher, die Stirn in sorgender Falte.

„Die Sehnsucht?", fragte er leise.

Nora nickte. „All die Jahre im Haus der Erinnerungen — ich habe Wissen geordnet, Archive durchforstet, die Lehren der Heerscharen studiert. Doch es gab immer etwas, das nicht in dieses Ordnungssystem passte. Ein Lied, das mir im Kopf erklang, ohne dass ich wusste, woher es kam. Eine Unruhe, als fehlte ein Stück in einem Mosaik, das ich nicht vollständig sehen konnte." Sie atmete tief. „Jetzt weiß ich, woher es kam. Von ihr. Von meiner Mutter, die zwischen beiden Welten stand."

Eine Frage hing zwischen ihnen, unausgesprochen: War diese innere Wandlung — nicht nur Wielands sichtbare, sondern auch Noras, die sich in keiner Maserung der Haut zeigte, sondern in einer Verschiebung des Blickwinkels — nur der Anfang von etwas, dessen Ende keiner von ihnen zu erahnen vermochte?

Das Erlebte lastete schwer auf den Dreien, und es war Zeit, der Schattenruhe ihren Tribut zu zollen. Der vor ihnen liegende Tag war noch lang. Tuomo hatte um einen stillen Ort für ein Gespräch mit den Ahnen gebeten. Man hatte ihm einen Raum im Dachgeschoss des Gasthauses zugewiesen, wo die Dachschrägen ein Zelt aus Schatten und Licht bildeten und das Knarren alter Balken im Winde die einzige Gesellschaft bot.

Hier kniete er nun, die Trommel vor sich aufgestellt. Seine Finger wanderten über das Fell, ohne es zu berühren, zogen Kreise in der Luft, die unsichtbare Spuren hinterließen. Was er in der fremden Sprache nicht auszudrücken vermochte, fand hier seinen Raum — in der Sprache der Trommel, die keine Grammatik kannte und keiner Übersetzung bedurfte.

Er begann zu trommeln, erst langsam und leise, dann mit zunehmendem Tempo. Der Rhythmus folgte keiner bekannten Ordnung, sondern einem inneren Puls, der sich nur ihm offenbarte. Seine Lippen bewegten sich in einem lautlosen Gesang, Worte in der Sprache der Lithi.

Die Schatten im Raum verdichteten sich. Bilder stiegen vor seinem inneren Auge auf, erst verschwommen, dann zunehmend klarer, als würde ein Schleier nach dem anderen fortgezogen.

Er sah die fünf Weisen, deutlich nun, nicht mehr nur als Schemen oder Ahnung. Sie standen im Kreise auf dem Hügel, unter mächtigen Eichen, die ihr Alter in Jahrhunderten maßen. Es war die Zeit der Schattenruhe, und Barkuz' silbriges Licht floss über das Bild. Die fünf hielten einander an den Händen, ihres unterschiedlichen Alters und Aussehens zum Trotz vereint in einer Geste, die zugleich Gebet und Schwur war.

Ihr Gesang erhob sich, eine Melodie, die Tuomo nicht kannte und doch zu verstehen glaubte. Es war ein Lied von

Einheit in Verschiedenheit, von Pfaden, die sich kreuzen und doch ihrer eigenen Bahn folgen.

Dann kam der Bruch. Männer stiegen den Hügel hinauf, angeführt von einer hochgewachsenen Gestalt in den Gewändern eines Priesters. In seinen Händen blitzte etwas auf — ein Dolch, dessen Material Tuomo nicht zu erkennen vermochte. Es schien Licht zu verschlingen.

Doch hinter Alrich bewegte sich etwas anderes. Eine Dunkelheit, die nicht Abwesenheit von Licht war, sondern etwas Wesenhaftes, das die Form eines Menschen angenommen hatte und doch kein Mensch war. Seine Augen waren gleißend, unmöglich hell in dem schwarzen Gesicht, das keine Züge trug außer diesen brennenden Punkten.

Dieses Wesen — Tuomo wusste keinen Namen dafür — lenkte Alrich, flüsterte ihm Worte ins Ohr, deren Wirkung er sah: Alrichs Gesicht verzerrte sich in Hass, als würde ein fremder Wille den seinen überlagern.

Das Ritual der Fünf wurde unterbrochen. Tuomo sah, wie die Männer sie zu Boden zwangen, wie Alrich den schwarzen Dolch erhob. Doch statt die Körper der Fünf zu durchbohren, schnitt die Klinge einen Riss in die Luft selbst, eine Wunde in der Substanz der Wirklichkeit. Durch diesen Riss floss etwas — nicht Blut, sondern Essenz, Lebenskraft. Die Fünf wurden nicht getötet; sie wurden zerrissen, gefangen zwischen Sein und Nichtsein. Ihre Leiber verblassten, während die fünf Eichen zu verdorren begannen, als würde ihr Leben aus den Wurzeln gesogen.

Was Alrich getan hatte, widersprach allem, was die Bajasdolgi, die Aufgestiegenen, Tuomos Volk einst gelehrt hatten: dass der Tod eine Schwelle ist, die jede Seele beschreiten muss — nicht Feind, sondern Übergang. Alrich hatte den Fünf diese Schwelle verweigert und sie in einem ewigen Dazwischen gefangen, weder lebend noch tot, und ihre Qual nährte das Wesen, das ihn gelenkt hatte. Was

Alrich getan hatte, war die Verweigerung dieser Schwelle — er hatte die Fünf in einem ewigen Dazwischen gefangen, weder lebend noch tot, und ihre Qual nährte das Wesen, das ihn gelenkt hatte.

Die Vision verblasste. Tuomos Gesicht war schweißgebadet und feucht von Tränen, obwohl er sich keiner Tränen bewusst gewesen war. Die Trommel lag still vor ihm, das Fell feucht.

Er wusste nun, was geschehen war. Nicht nur Mord — ein Verbrechen gegen die Seele selbst. Und er wusste, dass das Schattenwesen noch immer dort war, genährt vom Leid der Gefangenen.

Als er seine Kammer verließ, um Nora und Wieland zu suchen, trug Tuomo eine Erkenntnis mit sich, die ihn frösteln ließ: Um die fünf Weisen zu befreien, müssten sie sich diesem Schattenwesen stellen. Und er war nicht sicher, ob irgendeine der Traditionen, die er kannte — die Wege der Lithi oder die Lehren der Himmlischen Heerscharen — eine Waffe gegen solch alte Finsternis bereithielt.

Wieland folgte einem Gefühl, das ihn durch das Dorf zog. Etwas rief ihn, nicht mit Worten, sondern mit einer leiseren Stimme, die zu jenem Teil in ihm sprach, der sich zu wandeln begann. Seine Füße trugen ihn zum Waldrand, wo die ersten Bäume ihre kahlen Äste in den Vorfrühlingshimmel streckten. An den Zweigen schwollen die Knospen, noch verschlossen, doch bereit. Zwischen den Wurzeln drückte Winterheide ihre rostfarbenen Polster in das braune Laub des vergangenen Jahres.

Dort, in der Nähe eines alten Ahorns, dessen Rinde die Winter gezeichnet hatten, stand Finn. Der Junge hatte eine Hand an den Stamm gelegt und die Augen geschlossen, als lausche er einem Gespräch, das nur er vernehmen konnte.

Wieland blieb stehen und beobachtete das Kind. Es lag etwas Vertrautes in der Art, wie der Junge mit dem Baum in Berührung stand — etwas, das Wieland in sich selbst erkannte, deutlicher mit jedem Tag.

Als Finn sich umwandte, wirkte er nicht überrascht. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht.

„Ich habe Euch erwartet", sagte er einfach. „Die Weisen sagten mir, dass Ihr kommen würdet."

Wieland trat näher und ließ seine Hand neben der des Jungen an den Stamm des Ahorns gleiten. Die Rinde fühlte sich warm an unter seinen Fingern, wärmer, als die kühle Luft hätte erwarten lassen.

„Du sprichst mit ihnen?", fragte er leise.

Finn nickte. „Nicht immer. Manchmal sind sie müde und schweigen. Aber seit ihr drei hier seid, sprechen sie mehr. Ihre Stimmen werden klarer."

„Was erzählen sie dir?"

„Geschichten. Von früher, als sie noch lebten. Von den Bäumen, die auf dem Hügel standen, und von dem Mann mit den finsteren Augen, der sie in die Erde sperrte." Finn pflückte eine Knospe vom niedrigsten Zweig und drehte sie zwischen den Fingern. „Sie sagen, ihr könnt sie befreien. Besonders Ihr."

Ein Windhauch strich durch die kahlen Kronen, und für einen Augenblick schien es Wieland, als höre er in dem Rauschen mehr als nur den Wind — Stimmen, viele Stimmen, alt und voller Sehnsucht. Er schloss die Augen, und ein Bild stieg in ihm auf: Fünf mächtige Eichen auf dem Hügel, die plötzlich zu zittern begannen, deren Blätter sich verfärbten und fielen in einem raschen, schrecklichen Sterben, das gegen alle Naturgesetze verstieß. Und darunter, an ihre Stämme gebunden, fünf Gestalten, die sich krümmten, während etwas Wesentliches aus ihnen gerissen wurde.

Als er die Augen wieder aufschlug, sah er, dass Finn denselben Ausdruck trug. Die Augen des Jungen glänzten feucht.

„Ihr habt es auch gesehen", stellte er fest.

Wieland nickte stumm. Seine Hand war noch immer am Stamm, und er spürte etwas unter seiner Berührung — einen Strom, der zwischen ihm und dem Baum floss, in beide Richtungen zugleich. Es beunruhigte ihn und tröstete ihn zugleich.

„Wir sind uns ähnlich, Ihr und ich", sagte Finn nachdenklich, mit einem Ernst, der sein Gesicht älter erscheinen ließ. „Die Weisen sagen, wir haben beide…" Er suchte nach einem Wort. „Gaben. Ihr hört die Bäume. Ich höre die Weisen."

Stimmen drangen durch den Wald — Rufe, die Finns Namen trugen.

„Meine Eltern suchen mich. Sie machen sich Sorgen, seit die Kinder krank werden." Er sah Wieland prüfend an. „Werdet Ihr hierbleiben? In Waldheim?"

Wieland betrachtete seine Hände, wo die feinen Linien nun bis zu den Handgelenken reichten.

„Für eine Weile. Es gibt hier etwas zu vollenden."

Durch die kahlen Bäume drangen zwei Gestalten — Haldor und Marit, Finns Eltern. Beim Anblick des Fremden mit ihrem Sohn blieben sie stehen, ihre Gesichter verdunkelten sich.

„Finn!" Marit eilte herbei und zog den Jungen an sich. „Was tust du hier allein mit ihm?"

„Wir haben nur geredet, Mutter", erklärte Finn ruhig. „Über die Bäume."

Haldor trat vor, seine breite Gestalt zwischen Sohn und Fremdem.

„Was habt Ihr meinem Sohn erzählt?", fragte er. Sein Ton war nicht feindselig, doch entschieden.

Wieland neigte leicht das Haupt. „Nichts, was er nicht schon wusste, Herr Zimmermann. Euer Sohn hat mir mehr erzählt als ich ihm."

Marit beäugte ihn, ihre Hand fest auf Finns Schulter. „Die Leute reden. Sie sagen, Ihr wandelt Euch, als wärt Ihr nicht mehr ganz…" Sie stockte.

„Nicht mehr ganz von dieser Welt?", ergänzte Wieland ruhig. Er lächelte, ein Lächeln, das trotz allem, was sich in ihm veränderte, noch ganz das eines Menschen war. „Vielleicht ist daran etwas Wahres. Etwas in mir erwacht, das lange geschlummert hat. Doch es macht mich nicht weniger zu dem, der ich bin."

Finn befreite sich sanft aus dem Griff seiner Mutter und trat zwischen die Erwachsenen.

„Herr Wieland ist wie ich, Vater", sagte er mit jener Überzeugung, die nur Kinder aufzubringen vermögen. „Er hört, was andere nicht hören."

Haldor und Marit wechselten einen Blick — jenen besonderen Blick zwischen Eltern, wenn sie sich ungesehen von ihrem Kind verständigen. Es lag Furcht darin, aber auch Erkennen.

„Wichtig wofür?", fragte Haldor schließlich, leiser nun.

Wieland blickte zum Hügel, der über den Baumwipfeln sichtbar war.

„Um zu heilen, was zerbrochen wurde." Er sah Haldor in die Augen. „Ihr seid auch vom Stamme Bergheim. Ich kann es sehen. Auch wenn eure Wege euch das schon lang vergessen ließen, fließt in uns das selbe Blut."

Marit zog ihren Sohn wieder an sich. „Er ist noch ein Kind", sagte sie, und in ihrer Stimme schwang ein Flehen mit. „Was auch immer Ihr plant — er ist noch ein Kind."

„Das weiß ich", sagte Wieland. „Und ich verspreche Euch, dass ich alles tun werde, um ihn zu schützen. Doch manche Wege warten auf uns, nicht weil wir sie wählen,

sondern weil sie da sind um gegangen zu werden."

Als die Familie sich entfernte, Finn zwischen seinen Eltern, drehte der Junge sich noch einmal um und hob die Hand zum Gruß.

Wieland blieb unter dem Ahorn zurück. Er spürte, wie das, was sich in ihm veränderte, nicht schmerzte, sondern sich anfühlte, als kehrte ein Teil seiner selbst aus langem Schlummer zurück. Die Linien auf seiner Haut reichten nun bis zu den Unterarmen, fein und verschlungen, und wenn er die Finger bog, war da ein Empfinden, als spüre er mehr als nur die eigene Haut — als reichten seine Sinne tiefer in die Erde, weiter in den Wind.

Er fragte sich, wie weit diese Wandlung gehen würde. Ob er am Ende noch er selbst sein würde. Und was auf Finn wartete, dessen Weg sich mit seinem zu verflechten begann.

Der Wind frischte auf, und die kahlen Kronen rauschten, als wollten sie die Antworten flüstern, die er suchte. Wieland lauschte lange, bis Barkuz sich vom Himmel löste und die beiden Sonnen das letzte Licht des Abendwerks über die Hänge warfen, wo zwischen den braunen Gräsern des Vorjahres das erste zaghafte Grün hervorbrach.

Der zweite Abend legte sich früher über Waldheim als gewöhnlich. Barkuz und die drei Monde standen bereits gut sichtbar am Himmelszelt, und das silbrig-violette Licht des Bandes floss mit ungewöhnlicher Dichte über die Dächer, drang durch Spalten und Ritzen, als suche es nach etwas, das sich im Verborgenen hielt.

Es war Finn, der zu den Dreien kam. Hinter ihm drängten sich etwa zwanzig Kinder des Dorfes, ihre Gesichter ungewöhnlich ernst und zugleich erwartungsvoll, als hätten sie auf diesen Abend gewartet, ohne zu wissen, dass er kommen würde.

„Es ist Zeit“, sagte der Junge einfach. „Die Weisen wollen sprechen. Deutlicher als zuvor.“

Sie folgten ihm zum Hügel. Die Kinder gingen schweigend, in einer Ordnung, die an eine Prozession gemahnte, doch niemand hatte sie gelehrt. Mit jedem Schritt schien das silbrige Licht von Barkuz an Kraft zu gewinnen, dichter, greifbarer, als verdichte sich etwas in der Luft, das stets dort gewesen war, doch nie solche Gestalt angenommen hatte.

Am Fuße des Hügels hatten sich bereits andere Dorfbewohner versammelt — nicht nur jene, die den Fremden wohlgesonnen waren, sondern auch die Skeptiker und Zweifler. Eadgard stand mit seinem Kreis am Rande, sein Gesicht eine Maske der Anspannung. In seinen Armen lag die noch immer fiebernde Mila, deren kleine Gestalt unter einer Decke verborgen war.

Tuomo trat vor, die Trommel in den Händen. Er begann zu schlagen, langsam, bedächtig, und der Rhythmus fand zu jenem Pulsieren, das aus der Tiefe des Hügels drang, bis beides nicht mehr zu unterscheiden war. Die Luft begann zu vibrieren, ein tiefes Summen, das man in den Knochen spürte.

Dann erschienen sie — die Gestalten der fünf Weisen. Noch immer bruchstückhaft, ihre Umrisse aus Scherben zusammengesetzt, ihre Stimmen ein vielstimmiger Chor, der nicht ganz harmonierte. Doch etwas in ihnen hatte sich verändert. Es war, als fänden zerstreute Teile langsam zueinander, als ordne sich etwas, das lange im Verborgenen gewirkt hatte, nun zu sichtbarer Gestalt.

Die Kinder hatten begonnen, leise zu singen, ein Lied, dessen Worte so alt schienen, dass selbst Nora ihre Bedeutung nicht ganz erfasste. Die Melodie schien nicht aus den Kinderkehlen zu kommen, sondern durch sie hindurch — als gäben die Kinder einer Stimme Raum, die in

Waldheim nie ganz verstummt war.

Eine der schimmernden Gestalten trat hervor, ein älterer Mann, dessen Bart zu fließen schien. Seine Stimme war tiefer als die der anderen, als steige sie aus der Erde selbst empor.

Doch bevor der Geist sprechen konnte, war es Nora, die die Stille brach. Sie hatte das Tagebuch den ganzen Weg über an sich gedrückt, und nun hob sie es, als halte sie ein Beweisstück vor ein Gericht.

„Wir haben die Wahrheit gelesen", sagte sie, und ihre Stimme trug weit über den Hügel, klar und fest, die Stimme einer Frau, die gewohnt war, vor Versammlungen zu sprechen. „Was hier geschehen ist, war kein Gottesurteil. Es war ein Verbrechen — ein Verbrechen, das sich hinter dem Gewand der Frömmigkeit verbarg. Alrich wurde getäuscht, gelenkt von etwas, das nicht aus der Lehre der Heerscharen stammt."

Die Gestalt des älteren Mannes neigte das Haupt, langsam, als bestätige eine lange zurückgehaltene Wahrheit endlich ihr Recht.

„Wir danken euch, dass ihr gekommen seid", sprach er, und seine Worte klangen dünn und zerbrochen. „Unzählige Jahre… im Dunkel der Vergessenheit…"

Eine schwächere Gestalt löste sich aus dem Kreis der Fünf — durchscheinender als die anderen, kaum mehr als ein Schatten, der Form angenommen hatte. Nora erkannte in den tief eingesunkenen Zügen die Qual eines Menschen, der an der Last seiner Tat zerbrochen war.

„Vergebt…", begann die Gestalt, doch die Stimme brach. „Narr… fremder Hand… Schatten flüsterte… Werk der Heerscharen… Finsternis… zu blind…"

Tuomo trat vor. Er hatte aufgehört zu trommeln, und seine Hände zitterten leicht. „Ich habe — gesehen", sagte er, und seine Stimme war rau von dem, was er in seiner

Vision erfahren hatte. „In der Trommelwanderung. Den Schatten hinter Alrich. Ein Wesen — nicht Mensch. Nicht Geist. Etwas anderes. Es hat sich — genährt. An seiner Wut. Und an eurem — Leid."

Die fünf Gestalten flackerten, als habe ein Windhauch sie gestreift. Die Gestalt mit dem fließenden Bart sprach wieder und seine Worte schienen den Faden aufzunehmen, den Tuomo gesponnen hatte, als könne er nur bestätigen, was bereits ausgesprochen war:

„Der Schatten… verabscheut die Brücken zwischen den Menschen… trachtet nach Spaltung… ewigem Zwist…"

Wieland stand am Rande der Versammlung, eine Hand an die Erde gelegt, die Augen halb geschlossen. Die feinen Linien auf seinen Armen schimmerten im silbrigen Licht. Er sprach nicht — er lauschte. Und was er vernahm, kam nicht allein von den Gestalten auf dem Hügel, sondern aus dem Boden unter seinen Händen, aus den Wurzeln der Bäume am Waldrand, aus dem Wind, der über die kahle Kuppe strich.

Die Kindergesichter um den Hügel leuchteten im Schein der Erscheinungen, ihre Augen weit, ihre Lippen leicht geöffnet, als sähen sie etwas Wunderbares, wo die Erwachsenen Grauen erblickten.

Eadgard trat vor, seine kranke Enkelin noch immer in den Armen, sein Gesicht verzerrt von einem Zorn, der kaum seine unterliegende Furcht zu verbergen vermochte.

„Ihr habt sie krank gemacht!", rief er, und seine Stimme bebte. „Die Kinder, die Unschuldigen — eure Bürde lastet auf ihnen!"

Die Erscheinungen flackerten unruhig. Doch bevor sie antworten konnten, richtete sich Mila in den Armen ihres Großvaters auf, ihr blasses Gesicht leuchtend im Schein.

„Nicht die Weisen machen uns krank, Großvater." Ihre Stimme war klar und kindlich, doch mit einer Sicherheit

gesprochen, die weit über ihre Jahre hinausreichte. „Es ist der böse Mann mit den gleißenden Augen. Er will nicht, dass wir ihnen helfen. Er schickt die Fieber, wenn wir zu deutlich hören."

Eadgard erstarrte. „Wovon sprichst du, Kind?"

„Der Schatten", sagte Mila. „Er ist dort unten bei den Weisen. Er kann nicht fort. Aber er ist anders als sie. Er ist böse. Er hasst und hasst und hasst."

Die fünf Gestalten schwankten im Einklang, ihre Konturen verschwimmend, als fände sich in Milas Worten etwas, das ihnen Halt gab und sie zugleich erschütterte. Eine weibliche Gestalt streckte die Hand aus, doch die Geste blieb in der Luft hängen, unvollendet — als könne sie nur andeuten, was das Kind bereits ausgesprochen hatte.

Nora trat neben Eadgard. Sie tat es behutsam, ohne ihn zu bedrängen, doch mit jener Bestimmtheit, die jenen eigen ist, die es gewohnt sind, nach Wahrheiten zu graben, die niemand hören will.

„Eadgard", sagte sie ruhig. „Ich habe Alrichs eigene Worte gelesen. Er schrieb sie nieder, in der Nacht, als er die Fünf tötete. Am Ende schrieb er, dass die Stimme, die ihm das Ritual eingab, nicht mehr antwortete. Dass sie nur noch lachte." Sie ließ die Worte wirken. „Was hier geschah, war nicht das Werk des Höchsten Seins. Es war das Werk von etwas, das sich hinter dem Glauben verbarg. Und die Kinder — eure Kinder — sind die Einzigen, die noch klar genug hören, um den Unterschied zu erkennen."

Eadgard blickte auf seine Enkelin hinab, in deren kleinem Gesicht sich ein Wissen spiegelte, das er nicht zu fassen vermochte. Seine Schultern sanken.

„Was habt ihr mit ihr gemacht?", flüsterte er, doch es klang nicht mehr nach Anklage. Es klang nach der Bitte eines Mannes, der an der Grenze seiner Kraft stand.

Tuomo trat näher, langsam, als nähere er sich einem

verwundeten Tier. „Niemand hat — etwas gemacht", sagte er, und er wählte seine Worte mit der Vorsicht eines Menschen, der weiß, dass jedes Wort in dieser Sprache ein Wagnis ist. „Die Kinder hören, weil sie noch nicht — verlernt haben. Bei meinem Volk — die Kinder sind auch die Ersten, die die Geister — vernehmen. Es ist keine Krankheit. Es ist…" Er suchte, rang. „Eine Offenheit."

Wieland erhob sich von der Erde und sprach zum ersten Mal in dieser Nacht, und seine Stimme hatte jenen tieferen Klang angenommen, der sich seit seiner Ankunft in Waldheim verstärkte. Er sprach nicht zu Eadgard, sondern zu den Versammelten, und doch war es, als spräche er zu dem Hügel selbst, zu dem, was darunter lag:

„Die Wahrheit wurde zu lange verborgen. Unter Erde und Schweigen. Doch was vergraben wird, verwest nicht immer. Manchmal wächst es."

Die schimmernden Gestalten der Fünf glitten näher zusammen, ihre Konturen verschwimmend, als würden sie für einen Augenblick zu einer Wesenheit verschmelzen. Ihre Stimmen hoben sich, bruchstückhaft, als griffen sie auf, was Wieland gesagt hatte, und formten daraus etwas, das halb Bestätigung, halb Echo war:

„Was vergraben wurde… wächst… die Wahrheit lässt sich nicht ersticken… sie sucht das Licht… wie Wurzeln das Wasser suchen…"

Nora spürte, wie sich in ihr etwas ordnete — jene analytische Klarheit, die ihre Stärke war, griff nach den Fäden, die in dieser Nacht zusammenliefen. Die Kinder, die hörten. Der Kristall, der Erinnerungen freigab. Der Riss im Hügel, der sich von selbst geöffnet hatte. Die Gestalten, die sich mit jeder Wahrheit, die ausgesprochen wurde, deutlicher formten.

„Es braucht Hüter", sagte sie, und die Worte kamen ihr, als hätte sie sie schon lange gedacht, ohne sie formen zu

können. „Zweierlei Hüter, für zweierlei Wege. Einen, der mit dem Land verbunden ist und die lebendige Welt bewahrt. Einen, der die Geschichte bewahrt und dafür sorgt, dass sie nicht wieder vergraben wird."

Die Erscheinungen nickten — oder schienen zu nicken, denn ihre Bewegungen waren undeutlich, als seien sie mehr Empfindung als Bild. Eine der Gestalten hob die Hand und deutete auf die beiden Gestalten am Fuße des Hügels — Wieland, der mit einer Hand noch die Erde berührte, und Finn, der am Waldrand stand und zu ihnen herübersah.

Die Stimmen der Fünf setzten ein, doch sie sprachen nicht als Befehlende, sondern als Echo dessen, was Nora benannt hatte, gebrochen und verzerrt durch die Schichten ihrer Gefangenschaft:

„Zweierlei Wege… müssen sich kreuzen… zweierlei Seelen… eine dem Boden zugetan… eine den Worten verhaftet… nicht gefesselt wie wir… sondern in Freiheit wandelnd…"

Ihre schimmernden Blicke glitten über die beiden Gestalten.

„Du, der du mit den Wurzeln sprichst… wirst wandeln zwischen dem Sichtbaren und dem Verborgenen… Du, der du in Geschichten atmest… wirst tragen, was nicht sterben darf…"

Aus der Menge drängte sich Bewegung hervor. Marit hatte Finns Hand ergriffen.

„Nein!", durchbrach ihre Stimme die Stille, hoch und zitternd. „Er ist kaum dem Kindesalter entwachsen! Solche Last kann nicht auf schwache Schultern gelegt werden!"

Es war Wieland, nicht die Gestalten, der antwortete. Er wandte sich Marit zu, und sein Blick war voll jenes stillen Mitgefühls, das ihm eigen war — die Augen eines Mannes,

der die Sprache der Angst verstand, weil er sie in jedem Baum hörte, der dem Sturm trotzte.

„Es ist keine Last, die aufgelegt wird", sagte er leise. „Finn wird bei Euch bleiben. An Eurem Herde, unter Eurem Dach. Was sich in ihm regt, ist kein Fluch — es ist etwas, das schon immer da war. Er wird mehr sein als zuvor. Nicht weniger."

Die Gestalten der Fünf echoten seine Worte, als bräuchten sie einen lebenden Mund, um Gestalt anzunehmen: „Verwandlung… nicht Verlust… das Kind wird bei den Seinen weilen… an vertrautem Herde…"

Haldor legte den Arm um seine Frau und fragte mit gefasster Stimme: „Und was wartet auf den anderen? Welches Schicksal?"

Wieland sah auf seine Hände hinab, wo die feinen Linien im Licht von Barkuz schimmerten. Er antwortete nicht sogleich, als müsse er in sich hineinhorchen, bevor er sprechen konnte.

„Ich weiß es noch nicht ganz", sagte er schließlich. „Etwas in mir verändert sich, und ich kann die Grenzen dieser Veränderung nicht sehen. Doch ich spüre, dass es kein Ende ist. Eher ein — Anfang."

Die fünf Gestalten glitten näher zusammen, ihre Konturen verschwimmend, und ihre Stimmen hoben sich ein letztes Mal, brüchig und fern:

„Der eine wird lehren… zwischen den Reichen wandeln… das Sichtbare hüten… während der andere das Unsichtbare bewahrt… zusammen werden sie… was keiner allein… je zu sein vermöchte… Die verschlossenen Räume öffnen sich… Sucht uns in den Kammern… wenn das Licht der frühen Stunde die Schatten vertreibt…"

Die Stimmen verloren sich, zersplitterten in ein Gewirr aus Fragmenten und Echos. Die Erscheinungen wurden

blasser, als zöge sich ihre Substanz zurück in die Tiefe des Hügels.

Doch bevor sie ganz verschwanden, sprach Eadgard. Er hatte die ganze Zeit geschwiegen, Mila in seinen Armen, und sein Gesicht trug die Spuren eines inneren Kampfes, der noch lange nicht ausgefochten war. Seine Stimme war leiser als zuvor, nicht demütig, aber gebrochen an einer Stelle, die sich nicht wieder kitten ließ.

„Wartet." Er schluckte schwer. „Ich habe — ich habe eure Stimmen im Schweigen halten wollen. Wie meine Ahnen es taten. Weil die Wahrheit…" Er brach ab, sah auf Mila hinab, die in seinen Armen ruhiger geworden war, deren Fieber unter seinen Händen nachzulassen schien. „Weil die Wahrheit zu schwer ist. Für einen Mann, der seine Kinder hat sterben sehen."

Es war keine Entschuldigung. Es war kein Eingeständnis. Es war der erste Riss in einer Mauer, die er ein Leben lang errichtet hatte, und selbst dieser Riss schien ihn zu erschrecken.

Eine der Gestalten hielt inne, ihr Umriss flackernd zwischen Sein und Nichtsein. Eine weibliche Stimme antwortete, doch sie war so schwach, dass man sie eher ahnte als hörte:

„Die Furcht ist menschlich… Teil des Weges… verschiedene Pfade bergen Wahrheit… die Wahrheit hat nicht eine einzige Gestalt…"

Eadgard nickte, langsam, doch sein Kiefer war hart, und in seinen Augen stand neben dem Erkennen auch der Zorn eines Mannes, der nicht bereit war, alles loszulassen. Er wandte sich ab und trug Mila davon, ohne ein weiteres Wort.

Die Erscheinungen verblassten vollends, und mit ihnen die ungewöhnliche Dichte des Lichts. Doch blieb ein

Nachglanz zurück, ein silbriger Schimmer auf den Gesichtern der Versammelten.

In der Stille, die folgte, hörte man nur das leise Singen der Kinder, die einen Kreis um den Hügel gebildet hatten. Es war ein Lied, das keiner sie gelehrt hatte und das doch aus tiefster Seele zu kommen schien — oder aus einem Ort, der tiefer lag als jede Seele, aus dem Boden selbst, aus der Erinnerung der Erde, die so lange unter Schweigen begraben gelegen hatte:

Zwei nur der Zeichen ziehen, wo zeitwärts
fünf einst verweilten, verfangen im Forst.
Einer der Erde Erbe entbietet,
einer den Geistern als Gast sich gesellt.

Kein Schnitt noch Scheidung ist ihnen geschrieben,
kein Sterben geschenkt, kein Stundengericht —
nur Wandlung waltet im wächsernen Mondschein,
wundersam wirkend, im Werden gewebt.

Der eine behütet die Haine, die hallenden,
Wurzeln und Wildnis, was wächst und was ward.
Der andre bewahrt die wissenden Worte,
die Weisheit der Welten, den wortlosen Grund.

Geschieden im Gange, geeint im Geheiß,
sind Hüter der Heimstatt, der heiligen Habe,
der Kunde, die keiner zu künden vermag —
bis Sterne sich sammeln zur segnenden Stunde,
bis Licht sich erlangt, was verloren geglaubt.

Als das Lied verklang, löste sich die Versammlung langsam auf. Die Menschen kehrten in ihre Häuser zurück, ihre Gespräche gedämpft, doch nicht mehr allein von Furcht gezeichnet, sondern von einem Staunen, das an Ehrfurcht grenzte.

Wieland blieb mit Nora und Tuomo am Fuße des Hügels zurück. Die Linien auf seiner Haut hatten sich bis an die Schläfen ausgebreitet, fein und verschlungen, und seine Augen trugen jenen grünlichen Schimmer, der im Licht der drei Monde deutlicher hervortrat. Wenn er sich bewegte, war da eine Geschmeidigkeit, die ihm zuvor nicht eigen gewesen war, als hätten seine Glieder gelernt, dem Wind zu folgen statt ihm zu trotzen.

„Es schreitet voran", sagte er leise, und seine Stimme klang tiefer, als schwängen Obertöne darin mit, die nicht ganz menschlich waren. „Die Verwandlung."

Nora legte eine Hand auf seinen Arm. Was sie unter ihren Fingern spürte, war noch Haut, noch warm — doch anders als zuvor, als zeichne sich eine andere Beschaffenheit ab, die noch nicht ganz hervorgetreten war.

„Fürchtest du dich?", fragte sie.

Wieland schüttelte langsam den Kopf. „Nicht vor der Verwandlung. Vor dem, was danach sein wird. Ob ich noch empfinden werde wie zuvor."

Tuomo trat zu ihnen, die Trommel still in ruhigen Händen.

„Bei meinem Volk", sagte er, und seine Worte kamen bedächtig, mit Pausen zwischen den Sätzen, „die Noaidi lehren — dass wahre Wandlung ist… Erweiterung. Nicht — Verlust." Er legte Wieland die Hand auf die Schulter, kurz und fest. „Du wirst Wieland bleiben. Nur mit — tieferen Wurzeln."

Als sie zum Gasthause zurückkehrten, spürten sie eine Veränderung in der Luft Waldheims. Die Schwere, die

über dem Dorfe gelegen hatte, begann sich zu heben, auch wenn sie noch immer schwer auf Waldheim und ihren Bewohnern lastete. Die erste Last hundertjähriger Schuld war abgeworfen, die erste Wahrheit ans Licht gebracht.

Doch wussten sie auch, dass dies nur der Anfang war. Die Verwandlung war in die Erde gelegt worden, und sie musste ihre eigene Zeit des Wachsens haben, bis die Frucht gereift sein würde.

Das letzte Licht des Tages fand sie auf der Schwelle des Gasthauses, ihre Blicke zum Hügel gerichtet, der im Schein der drei Monde und von Barkuz' silbernem Band schlummerte. Finn stand in der Ferne am Waldrand, eine kleine Gestalt, die zu ihnen herübersah.

Drei Wanderer waren nach Waldheim gekommen, jeder aus einer anderen Richtung, und keiner von ihnen würde unverändert von diesem Orte scheiden. Wieland am offenkundigsten, doch auch Nora und Tuomo trugen die Saat einer Wandlung in sich — weniger sichtbar, doch nicht weniger tiefgreifend, verbunden in der Erkenntnis, dass ihre verschiedenen Wege einander nicht ausschlossen, sondern ergänzten.

„Eadgard", sagte Nora leise. „Sein Herz hat einen Riss bekommen heute Nacht. Noch ist es kein Wandel — aber eine Öffnung, durch die etwas eindringen kann." Sie sah Wieland an. „Wir sollten behutsam sein. Nicht drängen. Aber auch nicht fortgehen, solange die Öffnung frisch ist."

Wieland nickte.

„Die tiefsten Verwandlungen", sagte er, „sind jene des Herzens. Es mögen Monde vergehen, ehe ein Baum seine Rinde wandelt. Doch ein Herz kann sich in einem Augenblick wenden — wenn der rechte Wind es berührt."

Die Sterne funkelten über Waldheim, das silberne Band Barkuz umschloss die Welt, und die drei Monde standen am Firmament — ein Zeichen, dass die Zeit der

Entscheidung näher rückte, unaufhaltsam und an keines Menschen Willen gebunden.

Kapitel 4

Wo Schleier sich verdünnen

In der Mitte der Nacht gibt es eine Stunde, da die Seele aufwacht und der Leib noch schläft. Was in dieser Stunde gedacht wird, trägt das Gewicht einer Wahrheit, die dem Tageslicht nicht standhält — und doch schwerer wiegt als alles, was der Tag hervorbringt.

Die behelfsmäßige Glocke der halbfertigen Kapelle schlug wie jede Nacht zur Zeit der Besinnung.

Es war ein leiser, einzelner Schlag, der sich in der Nachtstille über die Dächer von Waldheim legte, ein Klang so alt wie der Brauch selbst. In jedem Haus regten sich die Schläfer, nicht erschrocken, nicht widerwillig, sondern mit der selbstverständlichen Ruhe eines Leibes, der seit Generationen auf diesen Ruf eingestellt war. Die Besinnung gehörte zur Nacht wie die Schattenruhe zum Tage — zwei Stunden in der Mitte der langen Dunkelheit, in denen die Bewohner Weraldiz' erwachten, um zu beten, nachzudenken oder schlicht den Gedanken Raum zu geben, die der Schlaf nicht hatte fassen können.

Gewöhnlich war die Besinnung ein stiller Trost. Man entzündete eine Kerze, legte ein Scheit nach, saß eine Weile mit sich und dem Dunkel. Manche beteten, manche besserten Kleidung aus, manche sprachen leise mit ihren Ehegatten über das, was der Tag gebracht hatte und der

nächste bringen würde. Doch in dieser Nacht war die Besinnung anders. Die Luft trug eine Schwere, die sich nicht allein mit Worten erklären ließ, und wer zum Fenster trat, sah die drei Monde am Firmament stehen — silbern, violet und rötlich — ungewöhnlich nahe beieinander, als hätte eine Hand sie zusammengeschoben.

Nora kniete am Fensterbrett ihrer Kammer im Gasthaus zum Siebenrück, die Hände gefaltet, die Stirn gegen die kühlen Finger gelegt. Das Mondlicht fiel auf ihr silbernes Haar und gab ihm einen Schimmer, der an die Hallen von Zeruko Hiri erinnerte, an die großen Fenster des Hauses der Erinnerungen, durch die das Licht in farbigen Bahnen auf die Lesepulte fiel.

Sie betete. Nicht laut, nicht in den formelhaften Wendungen des Ordens, sondern in jenem stillen Zwiegespräch, das keiner Worte bedurfte und das sie seit ihrer Kindheit pflegte — ein Hinhalten des Geistes, ein Öffnen, als lege man ein leeres Blatt vor das Höchste Sein und warte, ob etwas darauf geschrieben würde.

Doch heute Nacht schrieb sich etwas anderes auf dieses Blatt. Die Vision des Kristalls drängte sich zwischen ihre Gebete, ungebeten und doch nicht unwillkommen: das Gesicht ihrer Mutter, die in einer kleinen Kammer kniete und in Büchern las, deren Zeichen keiner Sprache der Heerscharen entstammten. Die Tränen auf den Seiten. Die Stimme, die flüsterte: *Meine Tochter wird zwischen beiden Welten stehen.*

Nora öffnete die Augen und sah zum Himmel. Barkuz' silbernes Band schimmerte am Firmament, und sie dachte daran, was Marta gesagt hatte — dass die Grenzen zwischen den Welten während der Schattenruhe dünner werden. Galt das auch für die Besinnung? Gab es Augenblicke in der Nacht, in denen das, was getrennt war, einander

näher rückte?

Ihre Mutter hatte zwischen beiden Welten gestanden. Die fünf Weisen hatten Brücken gebaut zwischen beiden Welten. Und nun kniete sie, Nora, Gelehrte des Hauses der Erinnerungen, in einem Dorf am Ende der bekannten Wege und spürte zum ersten Mal, dass die Ordnung, in der sie ihr Leben geführt hatte — Quellen, Archive, Beweisketten — nicht ausreichte, um zu fassen, was hier geschah.

Sie faltete die Hände fester. Nicht aus Angst, sondern aus dem Bedürfnis, etwas festzuhalten, während sich in ihr etwas verschob, das sich nicht in Akten und Registern fassen ließ.

Von unten, aus der Gaststube, drangen leise Geräusche herauf. Schritte, das Klirren eines Kruges, gedämpfte Stimmen. In der Besinnung suchten die Menschen einander, das wusste sie. In Zeruko Hiri saß man um diese Stunde in seiner Kammer und trank heißen Tee, oder verbrachte die Zeit mit seinen Liebsten im Gebet und vertrauter Gemeinschaft. Hier, in Waldheim, war es das Gasthaus, in dem man zusammenfand.

Sie lauschte. Die Stimmen wurden mehr.

In der Kammer unter dem Dach saß Tuomo auf dem Boden, die Trommel vor sich, die Augen geschlossen. Er trommelte nicht, doch seine Fingerspitzen lagen auf dem Fell, als lausche er einem Herzschlag, der nicht der seine war.

Die Besinnung kannte er nicht aus seiner Heimat. Dort, auf der Tundra der Lithi, gab es andere Rhythmen — die Nacht des Nordens, die sich über Monde erstrecken konnte, und die Wachphasen, die der Leib sich selbst wählte, nicht nach einer Glocke, sondern nach dem Atem des Landes. Doch er verstand den Sinn. Der Leib brauchte diese

Unterbrechung, dieses Auftauchen aus dem Dunkel, bevor er wieder hinabglitt.

Unter seinen Fingerspitzen vibrierte das Trommelfell. Nicht von seiner Berührung — von etwas anderem. Die Unruhe unter dem Hügel war stärker geworden seit dem Abend. Er spürte sie als dumpfes Pochen, als taste etwas an den Grenzen der sichtbaren Welt, suchend, drängend. Die fünf Gefangenen, die nach der Begegnung am Hügel in größere Aufruhr geraten waren. Und hinter ihnen, tiefer, kälter, das andere — der Schatten, der sich nährte und wehrte.

Tuomo öffnete die Augen. In der Sprache seines Volkes gab es keinen Unterschied zwischen dem Wort für „zuhören" und dem Wort für „gehorchen". Wer den Geistern zuhörte, folgte ihnen bereits. Und was er hörte, war unmissverständlich: Die Zeit des Wartens war vorüber. Was auch immer sie zu tun gedachten, es duldete keinen Aufschub mehr.

Er hörte die Stimmen aus der Gaststube. Auch andere waren wach. Auch andere spürten es.

Wieland stand am offenen Fenster seiner Kammer und ließ den Nachtwind über seine Haut streichen. Die Luft trug den Geruch des Vorfrühlings — feuchte Erde, das herbe Aroma von Winterheide, darunter, kaum wahrnehmbar, der erste süße Hauch schwellender Knospen. Vor Wochen noch hätte er diese Gerüche voneinander unterschieden, sie benannt, sich an ihnen erfreut. Nun waren sie mehr als das. Sie waren Stimmen.

Die Erde unter dem Dorf sprach zu ihm. Nicht in Worten — in Empfindungen, die sich seinem Verstand entzogen und sich stattdessen in seinen Leib schrieben, in die feinen Linien, die nun bis an seine Schläfen reichten. Er spürte die Wurzeln der Bäume am Waldrand, wie sie sich

durch den kalten Boden tasteten, den ersten Säften des Frühlings entgegen. Er spürte den Brunnen auf dem Dorfplatz, dessen Wasser aus einer Tiefe kam, in der die Zeit anders lief. Und er spürte den Hügel.

Der Hügel war eine Wunde. Eine offene, eiternde Wunde im Leib der Erde, die seit Generationen nicht hatte heilen können, weil das, was darin lag, weder leben noch sterben durfte. Das Gift, das von dort ausging, sickerte in den Boden, in die Wurzeln, in die Steine — und nun, seit dem Riss, auch in die Luft. Es war nicht Bosheit im gewöhnlichen Sinne. Es war etwas Älteres, etwas, das sich von Zwietracht nährte und Heilung verabscheute.

Wieland hob die Hände und betrachtete sie im Mondlicht. Die Linien auf seiner Haut schimmerten, fein und verschlungen, und seine Augen — er sah ihr Spiegelbild im Fensterglas — trugen jenes Grün, das nicht von dieser Welt zu stammen schien. Er bewegte die Finger, und die Geschmeidigkeit, die in seinen Gliedern lag, war nicht mehr die eines Menschen, der gelernt hat, sich leise zu bewegen. Es war etwas anderes. Etwas Tieferes.

Er fragte sich, ob er am Morgen noch derselbe sein würde. Ob es einen Punkt gab, an dem die Wandlung aufhörte, oder ob sie ihn weitertragen würde, über jede Grenze hinaus, die er kannte.

Der Wind frischte auf, und Wieland wandte den Kopf. Nicht dem Wind entgegen — dem Hügel zu. Dort, unter der Erde, rührte sich etwas. Nicht die Weisen, deren Unruhe er als traurig empfand, als verzweifelt hoffend. Nein — das andere. Der Schatten. Und zum ersten Mal spürte Wieland, dass der Schatten auch ihn wahrnahm. Dass etwas aus der Tiefe des Hügels heraufblickte und ihn sah, so wie er es sah.

Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken, und die Linien auf seinen Armen schienen sich für einen Herzschlag

zusammenzuziehen, als wehre sich etwas in ihm gegen diese Berührung.

Von unten drangen die Stimmen der Dorfbewohner herauf. Wieland wandte sich vom Fenster ab. Es war Zeit, hinabzugehen.

In Eadgards Haus brannte eine einzelne Kerze auf dem Tisch neben Milas Bett. Das Kind schlief, zum ersten Mal seit Tagen ruhig, das Gesicht entspannt, die kleinen Hände auf der Decke gefaltet. Das Fieber war gewichen, als hätte die Wahrheit, die am Hügel ausgesprochen worden war, es fortgetrieben.

Eadgard saß neben ihr, die Ellbogen auf die Knie gestützt, das Gesicht in den Händen. Er hatte nicht geschlafen. Nicht vor der Besinnung und nicht seit der Glocke. In seinem Kopf kreisten die Bilder des Abends — die Gestalten über dem Hügel, Milas klare Stimme, die aussprach, was er nicht hatte hören wollen. *Es ist der böse Mann mit den gleißenden Augen. Er hasst und hasst und hasst.*

Sein ganzes Leben hatte er dieses Geheimnis gehütet, so wie sein Vater es gehütet hatte und dessen Vater vor ihm. Man sprach nicht über den Hügel. Man grub nicht nach. Man hielt die Erinnerung unter der Erde, wo sie hingehörte, und hoffte, dass sie dort verrottete. Das war die Pflicht, die seine Familie über die Generationen weitergegeben hatte, und er hatte sie erfüllt mit der Sturheit eines Mannes, der nichts anderes kennt.

Doch Mila hatte gesprochen. Sein letztes Licht, sein letzter Grund, die Mauern aufrechtzuhalten — gerade dieses Kind hatte die Wahrheit benannt, die er nie hatte aussprechen wollen. Und als sie es tat, war das Fieber gewichen. Als hätte die Lüge selbst sie krank gemacht.

Eadgard sah auf seine Hände. Hände, die gewebt hatten, ein ganzes Leben lang. Kette und Schuss, Ordnung und

Muster. Hände, die wussten, dass ein Faden, der falsch liegt, das ganze Gewebe verzerrt. Er hatte den falschen Faden sein ganzes Leben lang mit eingwebt und das Muster für richtig gehalten.

Mila drehte sich im Schlaf, murmelte etwas Unverständliches, und für einen Augenblick glitt ein Lächeln über ihr Gesicht — das Lächeln eines Kindes, das sicher ist, dass jemand über es wacht.

Eadgard stand auf. Er trat ans Fenster und sah hinüber zum Gasthaus, wo Licht in den Fenstern der Gaststube brannte. Er sah die Schatten der Menschen darin, hörte ihre Stimmen als fernen Summen.

Er zögerte noch, die Hand auf dem Fensterrahmen, der Blick auf dem Hügel jenseits der Dächer. Dann wandte er sich um, legte die Hand auf Milas Stirn — kühl, gottlob, kühl — und griff nach seinem Mantel.

Die Gaststube des Siebenrück war zur Besinnung stets geöffnet — ein alter Brauch, den Gerwins Familie seit Anbeginn pflegte. Warmer Kräutersud stand auf der Anrichte, das Feuer im großen Kamin wurde zu dieser Stunde nie ganz herabgebrannt, und wer in der Nacht nicht allein sein wollte mit seinen Gedanken, fand hier einen Platz und ein Licht.

In dieser Nacht war die Stube voller als je zuvor.

Nora kam als Erste der drei Fremden die Treppe herab. Was sie vorfand, ließ sie auf der untersten Stufe innehalten. An den langen Tischen saßen Dorfbewohner — nicht die wenigen, die sonst zur Besinnung den Weg hierher fanden, sondern Dutzende. Haldor und Marit, die Hände ineinander verschlungen, als gäbe ihnen die Berührung Halt. Gerwin, der zwischen den Tischen umherging und schweigend Becher füllte. Johen, der Schmied, in seinem Winkel, das Gesicht grau vor Müdigkeit. Frauen mit Tüchern um

die Schultern, Männer in hastig übergeworfenen Mänteln. Manche hatten ihre Kinder mitgebracht, die an sie geschmiegt schliefen oder mit großen Augen in die Kerzen starrten.

Niemand sprach laut. Es war, als habe die Besinnung ihre übliche Stille bewahrt, doch statt der Ruhe des Gewohnten war es die Stille eines Wartens, das keinen Namen hatte.

Tuomo folgte kurz darauf, die Trommel am Gürtel. Er blieb in der Tür stehen, musterte die Gesichter, und Nora sah, wie sein Blick sich verdunkelte — nicht vor Sorge allein, sondern vor jenem Erkennen, das er mit Marta und Wieland teilte, jenes Lesen in Menschen, das weniger den Augen als den Sinnen entsprang.

Wieland kam zuletzt, und als er die Treppe herabstieg, verstummte das wenige Gemurmel vollends. Nicht aus Furcht — obgleich manche unwillkürlich zurückwichen —, sondern weil seine Gegenwart den Raum veränderte. Seine Bewegungen hatten jene Geschmeidigkeit angenommen, die nicht mehr ganz menschlich anmutete, und der grünliche Schimmer in seinen Augen war im Halbdunkel der Stube deutlicher als am Tage. Die Linien auf seiner Haut, dort wo sie unter dem Ärmel hervortraten, schimmerten im Feuerschein.

Gerwin stellte drei Becher auf den Tisch beim Fenster und deutete dorthin, als wäre der Platz für sie freigehalten worden, obgleich es keine Absprache gegeben hatte.

Nora setzte sich, und um sie herum ordneten sich die Dorfbewohner, ohne dass jemand es anwies, in jene Anordnung, die Versammlungen annehmen, wenn sie zu mehr als einem Beisammensein werden. Stühle rückten. Blicke suchten einander.

Es war Johen, der als Erster sprach. „Ich habe kein Auge zugetan“, sagte er, und seine raue Stimme trug die

Erschöpfung eines Mannes, der zu viel wusste und es zu lange für sich behalten hatte. „Was ich am Hügel gesehen habe — was wir alle gesehen haben —“ Er stockte, suchte nach Worten. „Es lässt einen nicht los. Es dreht sich im Kopf, immer und immer.“

Ein Raunen lief durch die Stube. Viele nickten.

„Die Kinder“, sagte eine Frau, deren Namen Nora nicht kannte, mit brüchiger Stimme. „Mein Jüngster hat wieder geredet im Schlaf. Von Stimmen unter der Erde, von Weinen. Ich halte das nicht mehr aus. Irgendetwas muss geschehen.“

Nora legte die Hände auf den Tisch. „Etwas ist bereits geschehen“, sagte sie, und ihre Stimme fand jenen klaren, ruhigen Ton, der ihr eigen war, wenn sie vor den Gelehrten des Hauses sprach. „Am Hügel wurde eine Wahrheit ausgesprochen, die Generationen lang verborgen lag. Und die Wirkung war spürbar — Milas Fieber ist gewichen. Doch eine einzelne Wahrheit reicht nicht. Was unter dem Hügel liegt, ist nicht allein Erinnerung. Es ist ein Gefängnis, und der Gefängniswärter ist noch nicht überwunden.“

„Was — meint Ihr damit?“, fragte Haldor, die Stirn gefurcht. „Wovon sprach die Kleine — dieses Schattenwesen?“

Nora sah zu Tuomo, der neben ihr stand und an seinem Becher roch, ohne zu trinken. Er hob den Blick, als spüre er ihren stummen Ruf.

„Das Wesen hinter Alrich“, sagte Tuomo langsam. Jedes Wort kam bedächtig, als wähle er aus einem zu kleinen Vorrat. „Nicht — Geist. Nicht Mensch. Etwas anderes. Es hat — Alrich benutzt. Wie ein Werkzeug.“ Er machte eine Geste, als greife eine Hand nach einer Axt. „Und es ist noch — dort. Unter dem Hügel. Mit den Fünf. Es nährt sich — von ihrem Leid. Von der Furcht.“ Er sah in die Gesichter der Dorfbewohner. „Von eurer Furcht.“

Stille. Das Feuer knackte.

„Ihr verlangt, dass wir uns dem stellen“, sagte der alte Wilfried vom hinteren Tisch, seine knorrige Hand um den Becher geklammert. Es war keine Frage.

„Ich verlange — nichts“, sagte Tuomo. „Aber die Kinder — werden nicht gesund. Nicht von allein. Das Wesen wehrt sich. Gegen die — Heilung.“

Wieland, der am Fenstertisch stand und die Handfläche flach auf das Holz gelegt hatte, als lausche er dem Tisch selbst, hob nun den Kopf. „Die Erde unter dem Hügel ist vergiftet“, sagte er knapp. „Seit Generationen. Das Gift sickert in alles — den Boden, die Brunnen, die Träume der Kinder. Es wird schlimmer, nicht besser. Die Zeit des Wartens ist vorbei.“

Seine Worte fielen schwer in den Raum, und niemand widersprach.

„Was also sollen wir tun?“, fragte Gerwin. Der Wirt stand hinter seiner Anrichte, die Hände auf dem Holz, als stütze er sich darauf. „Hinaufgehen zum Hügel und — was? Beten? Graben? Kämpfen?“

Nora ordnete in ihrem Geist, was sie wusste. Die Chronik, das Tagebuch, die Vision, Tuomos Trommelwanderung, die Begegnung am Hügel — alle Fäden liefen auf einen Punkt zu, doch das Muster, das sie bildeten, war noch nicht vollständig.

„Wir kennen nun die Tat und den Täter“, sagte sie. „Wir wissen, dass Alrich die Fünf nicht einfach tötete, sondern in einem Zustand zwischen Sein und Nichtsein gefangen hielt — und dass ein Wesen ihn dazu lenkte, das sich von diesem Zustand nährt. Was wir noch nicht wissen, ist, wie der Bann gebrochen werden kann.“ Sie sah zu Tuomo. „Keine der Traditionen, die wir kennen, hat eine fertige Antwort darauf.“

Tuomo nickte langsam. „Bei meinem Volk — die Noaidi

kennen Wege, Geister zu — befreien. Aber dies ist kein — gewöhnlicher Geist." Er rang mit den Worten, die Hände bewegten sich, als zeichne er etwas in die Luft. „Das Wesen ist — gebunden an den Ort. Wie die Fünf. Aber es — kämpft dagegen. Gegen uns."

„Dann ist es aussichtslos", sagte jemand aus dem Hintergrund.

„Nein", sagte Wieland, und sein Ton ließ keinen Widerspruch zu. „Nicht aussichtslos. Aber es verlangt mehr als einen einzelnen Weg." Er sah Nora an, dann Tuomo. „Die Fünf wurden vernichtet, weil sie Brücken bauten. Vielleicht ist es eine Brücke, die sie befreien kann."

Nora verstand, was er meinte, bevor er es aussprach. „Die Traditionen zusammenbringen", sagte sie leise. „Nicht verschmelzen — aber zusammenwirken lassen. Das, was die Fünf versuchten."

„Das, wofür sie starben", ergänzte Wieland.

Ein Stuhl scharrte. Haldor hatte sich erhoben, seine breite Gestalt aufrecht, die Hand noch immer auf Marits Schulter.

„Mein Sohn", sagte er, und seine Stimme war rau, „hat heute Abend Dinge gesagt, die kein Kind von fünf Wintern sagen sollte. Er sprach von den Fünf, als kenne er sie persönlich. Er sagte, sie warteten. Dass es bald geschehen müsse." Er schluckte. „Ich bin ein Zimmermann. Ich verstehe Holz und Nägel, nicht Geister und Visionen. Aber wenn mein Sohn mir sagt, dass etwas geschehen muss — dann glaube ich ihm. Denn er hat noch nie gelogen, auch nicht über die Dinge, die nur er sieht."

Marit neben ihm nickte, und in ihren Augen stand jene Mischung aus Furcht und Entschlossenheit, die Mütter kennen, wenn ihre Kinder in eine Welt hineinwachsen, die sie selbst nicht betreten können.

Die Stimmung im Raum hatte sich verändert. Es war

nicht Zuversicht — dafür lag zu viel Ungewissheit in der Luft. Aber es war etwas anderes als die Furcht, die das Dorf seit jeher umklammert hielt. Es war der Beginn einer Entscheidung, die sich noch nicht in Worte fassen ließ, aber die man in den Gesichtern lesen konnte.

In diesem Augenblick ging die Tür auf, und Eadgard trat über die Schwelle.

Er blieb stehen, als er die Menge sah. Sein Blick glitt über die Gesichter, und Nora bemerkte, dass er anders aussah als am Hügel — nicht weniger zerrissen, aber stiller, als habe die Nacht die schärfsten Kanten seines Zornes abgeschliffen. Er trug keinen Mantel der Überzeugung. Er trug den Mantel eines Mannes, der nicht schlafen konnte.

Niemand sprach. Alle sahen ihn an.

Eadgard ging zum Tisch, nahm sich einen Becher vom Rand der Anrichte und füllte ihn schweigend. Dann setzte er sich, nicht an den Rand, nicht abseits, sondern mitten unter die anderen, als gehöre er dorthin, obgleich er gestern noch auf der anderen Seite gestanden hatte.

„Mila schläft", sagte er. Mehr nicht.

Doch es war genug. Gerwin stellte ihm einen zweiten Becher hin, ungefragt, und das Gespräch nahm seinen Lauf wieder auf, als hätte Eadgards Anwesenheit einen Knoten gelöst, den niemand hatte benennen können.

Es war Marta, die den Faden aufnahm. Sie war leise durch die Hintertür gekommen, irgendwann während des Gesprächs, und saß nun in der Ecke beim Kamin, als sei sie schon immer dort gewesen.

„Was ihr vorhabt", sagte sie, „ist kein Ritual, das man in einer Nacht ersinnt. Die Fünf waren weise, und sie brauchten Jahre, um ihre Brücken zu bauen. Doch die Fünf hatten etwas, das wir hier in diesem Raume ebenso besitzen." Sie ließ den Blick wandern — über Nora, Tuomo, Wieland, über die Dorfbewohner, über Eadgard. „Verschiedene

Wege, die einander nicht ausschließen."

„Was heißt das — für den Morgen?", fragte Gerwin.

Nora richtete sich auf. In ihr arbeitete es, jene ordnende Kraft, die sie zur Gelehrten machte. „Es heißt, dass jeder von uns etwas beitragen kann, das der andere nicht besitzt. Tuomo kennt die Wege der Noaidi — die Sprache der Geister, die Trommel, die Wanderung. Wieland trägt etwas in sich, das mit dem Land selbst verbunden ist, tiefer als Worte reichen. Und ich —" Sie zögerte, und etwas in ihrer Stimme war anders als zuvor, weniger sicher, aber aufrichtiger. „Ich kenne die Schriften. Die Quellen. Die Sprache, in der Alrich sein Ritual niederlegte. Vielleicht liegt in dem, was er schrieb, auch der Schlüssel, es rückgängig zu machen."

„Und wir?", fragte Wilfried. „Was können wir beitragen, die wir weder trommeln noch lesen noch — Bäume spüren?"

Es war Eadgard, der antwortete. Nicht laut, nicht mit der Kraft eines Bekehrten. Leise, als koste ihn jedes Wort Überwindung.

„Aufhören zu schweigen", sagte er. „Das ist es, was wir beitragen können." Er sah in seinen Becher, als stünde dort etwas geschrieben. „Generationen lang haben wir die Wahrheit unter die Erde gedrückt. Haben sie zugeschüttet und die Kinder gelehrt, nicht zu graben. Vielleicht —" Er brach ab, schüttelte den Kopf. „Vielleicht hat genau das den Bann am Leben gehalten. Unser Schweigen."

Stille. Dann, leise, Martas Stimme aus der Ecke: „So ist es."

Das Feuer im Kamin warf flackernde Schatten an die Wände der Gaststube. Draußen lag die Nacht still über Waldheim, und die drei Monde warfen ihr gemischtes Licht über die Dächer — silbern, violett und rötlich, als hielte der Himmel selbst den Atem an.

Gerwin war gerade dabei, die Becher erneut zu füllen, als er innehielt, den Krug in der Hand, den Blick zum Fenster gewandt.

„Hat jemand —“, begann er und brach ab.

Nora folgte seinem Blick. Draußen, jenseits der trüben Scheiben, bewegte sich etwas. Nicht der Wind, nicht ein Tier. Ein Schatten, der keine erkennbare Quelle hatte — ein Verdunkeln, das über die Fensterfront glitt, langsam, als taste etwas die Wände des Hauses ab.

„Ich sehe es auch“, sagte Haldor leise. Seine Hand hatte sich um die Lehne seines Stuhls geschlossen.

Wieland war bereits am Fenster. Sein Blick war nach draußen gerichtet, doch seine Augen sahen etwas anderes als das, was die gewöhnlichen Blicke der Dorfbewohner wahrnahmen. Die feinen Linien auf seinen Armen hatten sich zusammengezogen, und sein Atem ging schneller.

„Es weiß, dass wir hier sind“, sagte er. „Es hört uns.“

Ein zweiter Schatten glitt über das Fenster, dann ein dritter. Kein Geräusch begleitete sie, und doch spürte jeder im Raum eine Veränderung — eine Schwere, die sich über die Stube legte, ein Druck auf der Brust, der an die Luft vor einem Gewitter gemahnte.

Eines der Kinder, das an seine Mutter geschmiegt geschlafen hatte, begann leise zu wimmern.

„Es versucht, uns — einzuschüchtern“, sagte Tuomo, und seine Stimme war ruhig, obgleich seine Hand zur Trommel gegriffen hatte. „Furcht ist — seine Nahrung. Wenn wir —“

Die Tür der Gaststube schlug auf.

Im Türrahmen stand ein Kind. Es war ein Mädchen, barfuß auf den kalten Steinen, das dünne Nachthemd an den schmalen Leib gepresst, als habe es der Wind bis hierher geweht. Nora erkannte es nicht, doch Gerwin wich

hinter seiner Anrichte zurück und stieß einen erstickten Laut aus.

„Winda", flüsterte er. „Das ist die Kleine des Köhlers. Die wohnen am äußersten Rand, beim Waldeingang —"

Das Kind stand reglos. Die Augen waren offen, doch sie sahen nichts, was in diesem Raum war. Sie sahen etwas anderes, etwas, das hinter der sichtbaren Welt lag, und was immer es war — es hatte dem Blick des Mädchens jede Kindlichkeit geraubt. Die Pupillen waren geweitet, so groß, dass das Braun der Iris beinahe verschwunden war, und der Mund stand einen Spalt offen, als forme er Laute, die noch nicht an die Oberfläche gedrungen waren.

Marit war die Erste, die sich erhob. „Das Kind friert", sagte sie und griff nach einer Decke, die über einem Stuhl lag. Doch als sie sich Winda näherte, blieb sie stehen, als sei sie gegen eine Wand gelaufen, die niemand sehen konnte. Ihre Hand, die nach dem Mädchen greifen wollte, zog sich zurück.

„Etwas stimmt nicht", sagte sie leise. „Die Luft um sie herum ist — kalt. Nicht die Kälte der Nacht."

Tuomo hatte sich nicht gerührt. Er stand, wo er gestanden hatte, die Hand an der Trommel, den Blick auf das Kind gerichtet, und in seinen Augen lag jenes Erkennen, das er aus den Noaidiwanderungen seiner Heimat kannte. Er hatte Geister gesehen, die sich in Leiber drängten, hatte sie gehört, hatte gelernt, ihre Sprache von der Sprache der Lebenden zu unterscheiden. Was er in diesem Mädchen sah, war nicht dasselbe. Es war etwas anderes. Etwas Stärkeres.

Winda hob den Kopf. Die Bewegung war zu langsam, zu gleichmäßig für ein Kind — als bewege nicht sie den Kopf, sondern als werde er bewegt, von innen, von einer Hand, die nicht die ihre war.

Dann sprach sie.

Die Worte, die aus dem Kindermund drangen, gehörten keiner Sprache, die irgendjemand im Raum jemals vernommen hatte. Sie waren kurz, abgehackt, hart, als würden Steine aufeinanderschlagen:

„Gi oqtsinam! Dzawari tukhen tsiraq!"

Die Stimme war nicht die des Kindes. Sie war tiefer, älter, und sie trug eine Kälte in sich, die nichts mit dem Nachtwind zu schaffen hatte. Mehrere der Anwesenden wichen zurück, Stühle scharrten über den Boden. Eine Frau zeichnete das Zeichen der Heerscharen in die Luft, eine andere murmelte Schutzworte der Alten Pfade.

Windas Augen richteten sich auf Wieland. Nur auf ihn. Als hätten die Worte einen Empfänger, und er sei es.

„Tukhe gi-dzamaq", sagte die Stimme durch das Kind, leiser nun, aber schärfer, und jede Silbe schnitt durch die Luft der Gaststube. „Oqtsin tsiranu dziwai."

Wieland stand am Fenster, und er wich nicht zurück. Etwas in ihm antwortete auf das, was aus dem Kind sprach — nicht mit Worten, nicht mit Gedanken, sondern mit jenem tieferen Empfinden, das sich seit seiner Ankunft in Waldheim in ihm ausgebreitet hatte. Er spürte den Schatten, der durch das Mädchen sprach, spürte ihn als kalten Strom, der aus der Richtung des Hügels floss und in den Leib des Kindes mündete, als habe er einen Kanal gefunden, durch den er in die Welt der Lebenden greifen konnte.

Und er spürte etwas anderes. Unter seinen Füßen, unter den Dielen des Gasthauses, unter den Fundamentsteinen, pulsierte die Erde. Langsam, stetig, gleichmütig. Die Erde kannte den Schatten. Sie trug ihn seit Generationen, wie sie den Hügel trug und das Gift darunter. Aber sie war nicht sein Verbündeter. Sie war nur müde.

Wieland legte die Hand auf den Fenstersims. Holz unter seinen Fingern, altes Holz, das einmal ein Baum gewesen

war. Und durch diese Berührung — er hätte nicht sagen können, wie — schob sich etwas zwischen ihn und den Schatten. Nicht er selbst tat es. Es geschah, als hätte der Baum, der einst diesen Sims gebildet hatte, eine letzte Erinnerung an das Lebende in sich bewahrt und stellte sie nun zwischen das Kind und das, was durch es sprach.

Die Kälte im Raum ließ nach. Nicht viel, nicht vollständig, aber genug, dass das Atmen leichter wurde.

Windas Mund formte weitere Worte, doch sie kamen stockender nun, als stoße die fremde Stimme auf einen Widerstand, der vorher nicht dagewesen war. Die Lippen des Mädchens zitterten.

Tuomo handelte. Er trat vor, langsam, die Trommel nun in beiden Händen, und begann zu schlagen — nicht laut, nicht drängend, sondern in jenem leisen, stetigen Rhythmus, den er in seiner Trommelwanderung gefunden hatte, der Herzschlag der Erde selbst, der Puls, der unter allem lag. Jeder Schlag war eine Grenze, die er zwischen die Welt der Lebenden und das Ding aus der Tiefe legte.

„Du bist nicht — willkommen hier", sagte Tuomo, und seine stockende Sprache, die sonst ein Hindernis war, trug in diesem Augenblick etwas anderes — die Einfachheit eines Menschen, der genau das sagte, was er meinte, ohne Umweg und ohne Furcht. „Dieses Kind gehört — nicht dir."

Winda schwankte. Ihre Augen, die bislang auf Wieland gerichtet gewesen waren, flackerten, als kämpften zwei Blicke um denselben Raum. Für einen Herzschlag sah Nora etwas in den Pupillen des Kindes — einen Schimmer, gleißend und kalt, der nicht aus den Augen des Mädchens kam, sondern aus etwas, das dahinter lag.

Dann brach es ab. So plötzlich, als hätte jemand eine Schnur durchschnitten.

Winda sackte zusammen, und Marit war da, fing das

Kind auf, ehe es den Boden berührte. Das Mädchen war leicht, so leicht, als sei etwas aus ihr gewichen, das Gewicht besessen hatte, obgleich es keinen Leib trug. Marits kundige Hände tasteten Puls und Stirn.

„Sie lebt", sagte Marit. „Der Puls rast, aber sie lebt. Das Fieber —" Sie hielt inne, die Finger auf der Stirn des Kindes. „Es brennt. Heißer als bei den anderen."

Marta war bereits neben ihr, hatte die Kräuter aus ihrem Beutel geholt, den sie stets bei sich trug. Sie legte dem Kind ein Tuch auf die Stirn, das nach echtem Mädesüß und etwas Bitterem roch, und murmelte Worte in einer Sprache, die älter war als das Aus'Harringische und fließender als das Argitarische — Worte der Alten Pfade, die in diesem Raum noch nie laut gesprochen worden waren und die doch niemandem fremd klangen.

Wieland hatte die Hand noch immer auf dem Fenstersims. Die Linien auf seiner Haut pulsierten schwach, als klinge etwas in ihm nach. Er war blass, und seine Augen, deren grüner Schimmer im Kerzenlicht fast erloschen schien, blickten in eine Ferne, die nicht mit Entfernung zu messen war.

„Es kennt uns", sagte er leise. „Es weiß, was wir vorhaben. Und es wird sich wehren."

In der Stille, die seinen Worten folgte, hörte man das leise Atmen des Kindes in Marits Armen und das Knistern des Feuers im Kamin. Die Schatten an den Fenstern waren verschwunden, als hätten sie sich zurückgezogen, nachdem ihre Botschaft überbracht war.

Eadgard stand. Er stand mitten im Raum, und sein Gesicht trug den Ausdruck eines Mannes, der etwas gesehen hatte, das alle Mauern seines bisherigen Lebens als das entlarvte, was sie waren — nicht Schutz, sondern Gefangenschaft.

„Das", sagte er, und seine Stimme war rau, „ist es, wovor

ich Mila schützen wollte. Wovor mein Großvater mich schützen wollte." Er sah auf Winda hinab, das fiebernde Kind in Marits Armen, und dann auf seine eigenen Hände, die Weber-Hände, die ein ganzes Leben lang das falsche Muster gewebt hatten. „Aber der Schutz hat nicht gewirkt. Hat nie gewirkt. Das Schweigen hat das Ding nicht schwächer gemacht. Es hat es genährt."

Er sah Nora an. Dann Tuomo. Dann Wieland. „Was braucht ihr? Am Morgen. Was braucht ihr von uns?"

Nora erwiderte seinen Blick und sah darin nicht den bekehrten Mann, nicht den Verbündeten, den sie sich gewünscht hätte. Sie sah einen Vater, der seine Kinder verloren hatte, einen Großvater, der beinahe seine Enkelin verloren hätte, und der nun, mit der ganzen Sturheit, die seinen Widerstand genährt hatte, auf die andere Seite trat — nicht aus Überzeugung, sondern aus der Weigerung, noch ein Kind leiden zu sehen.

„Euren Mut", sagte sie einfach. „Und eure Stimmen. Denn das Schweigen muss gebrochen werden, und das können nicht drei Fremde allein."

Gerwin räusperte sich. „Dann — bei Tagesanbruch? Am Hügel?"

Niemand jubelte. Niemand rief. Die Entscheidung fiel in der Stille der Besinnung, so wie es dem Brauch dieser Stunde entsprach — leise, bedächtig, mit dem Gewicht von Menschen, die wussten, dass der Morgen mehr von ihnen fordern würde, als sie zu geben vermochten, und die dennoch bereit waren.

Marta stand auf, übergab das Kind Marit, und sah in die Runde. „Bringt das Mädchen zu meinem Haus und gebt ihren Eltern bescheid", sagte sie. „Ich werde bei ihr wachen. Die Kräuter werden das Fieber in Zaum halten, bis —" Sie ließ den Satz unvollendet. Bis die Quelle versiegt war. Bis der Morgen kam.

Haldor und Marit trugen Winda hinaus, gefolgt von Marta. Die Dorfbewohner begannen sich zu erheben, leise, einer nach dem anderen, und gingen in die Nacht hinaus, die nun klarer war als zuvor, als hätte der Rückzug der Schatten die Luft gereinigt. Die drei Monde standen am Himmel und warfen ihr Licht über die Gassen, und zwischen den Dächern schimmerte Barkuz' silbernes Band, fern und still und unergründlich.

Eadgard ging als Letzter. An der Tür hielt er inne und wandte sich noch einmal um. Sein Blick fiel auf Wieland, der noch immer am Fenster stand, die Hand auf dem Holz, als könne er sie nicht lösen.

„Was hat es zu Euch gesagt?", fragte Eadgard leise. „Die Worte, die niemand verstand."

Wieland hob den Blick. „Ich verstehe die Worte nicht", sagte er. „Aber ich spüre, was es meinte." Ein Schatten glitt über sein Gesicht — nicht der äußere, der gewichen war, sondern ein innerer, der von dem kam, was er in der Berührung mit dem Wesen empfunden hatte. „Es fürchtet sich. Nicht vor uns. Vor dem, was geschieht, wenn die Wahrheit vollständig ausgesprochen wird. Es lebt von dem Verborgenen, dem Verschwiegenen. Jedes Wort, das ans Licht kommt, schwächt es."

Eadgard nickte langsam. Dann ging er, ohne ein weiteres Wort, hinaus in die Nacht, zu seinem Haus, zu seiner schlafenden Enkelin.

Die Gaststube war leer geworden. Das Feuer im Kamin war herabgebrannt zu einem Bett aus Glut, das den Raum in ein schwaches, rötliches Licht tauchte. Auf den Tischen standen die Becher, halb geleert und vergessen.

Nora, Tuomo und Wieland blieben zurück.

Eine Weile saßen sie schweigend beisammen, und die

Stille zwischen ihnen war nicht die Stille der Erschöpfung, sondern die eines Einverständnisses, das keiner Worte bedurfte. Drei Menschen aus drei Richtungen der Welt, die das Schicksal an einen Tisch in einem Dorf geführt hatte, das sie vor wenigen Tagen nicht einmal dem Namen nach gekannt hatten.

Tuomo war der Erste, der sprach. Er saß mit dem Rücken zur Wand, die Trommel auf den Knien, und drehte sie langsam zwischen den Händen, als prüfe er ihr Gewicht.

„Ich weiß nicht", sagte er, „ob es — reicht. Was wir haben. Was wir — können." Er suchte nach Worten und fand sie nicht, schüttelte den Kopf. „Bei meinem Volk — wenn ein Noaidi einem Geist gegenübertritt, dann weiß er, was er — erwartet. Hier…" Die Hände zeichneten eine Geste der Leere. „Hier weiß ich — nichts."

Nora legte ihre Hand auf den Tisch, die Finger gespreizt, als ordne sie unsichtbare Dokumente. „Wir wissen mehr, als du denkst", sagte sie leise. „Wir kennen die Tat. Wir kennen das Werkzeug — den Dolch, der Licht verschlang. Wir kennen die Sprache, in der das Ritual niedergelegt wurde." Sie sah auf ihre Hand. „Was wir nicht kennen, ist die Antwort auf das Ritual. Was es rückgängig machen könnte."

„Vielleicht gibt es keine — Antwort", sagte Tuomo. „Keine fertige. Vielleicht muss sie — entstehen. Aus dem, was wir — zusammen sind."

Wieland hatte die Augen geschlossen und den Kopf an die Wand gelehnt. Die feinen Linien auf seinen Schläfen schimmerten im Glutschein. Als er sprach, war seine Stimme so leise, dass die beiden anderen sich vorbeugen mussten, um ihn zu verstehen.

„Es hat mich gesehen", sagte er. „Am Fenster. Als ich die Hand auf das Holz legte. Es ist — zurückgewichen. Nicht

weit. Aber es hat mich wahrgenommen, und ich es." Er öffnete die Augen, und sein Blick war klarer als zuvor, als hätte die Begegnung etwas in ihm geschärft. „Es ist alt. Älter als die Fünf, älter als Alrich. Aber es ist nicht stark. Nicht aus sich selbst heraus. Es lebt von dem, was wir ihm geben — Furcht, Schweigen, Zwietracht."

„Dann", sagte Nora, und etwas in ihr ordnete sich, als fiele das letzte Stück in ein Mosaik, dessen Bild sie noch nicht kannte, aber dessen Form sie erahnte, „ist das, was wir am Hügel brauchen, kein Ritual im hergebrachten Sinne. Kein Gegenspruch, kein Gegenzauber. Sondern das, was es nicht ertragen kann."

Wieland nickte. „Wahrheit. Zusammengeführt. Aus verschiedenen Mündern."

Tuomo schlug einmal auf die Trommel, leise, ein einzelner Ton, der im stillen Raum nachhallte.

„Dann gehen wir", sagte er. „Am Morgen."

Die Besinnung neigte sich ihrem Ende zu. Die Glocke der Kapelle würde nicht ein zweites Mal schlagen — ihr Schweigen war das Zeichen, dass die Stunde des Wachens vorüber war und der zweite Schlaf begann. Draußen lag Waldheim still unter den drei Monden, deren gemischtes Licht — silbrig, violett, rötlich — über die Gassen fiel.

Sie erhoben sich, und auf dem Weg die Treppe hinauf, jeder zu seiner Kammer, hielt Tuomo auf dem Absatz inne. Er sah die beiden anderen an und lächelte, ein seltenes Lächeln, das sein Gesicht verwandelte.

„Bei meinem Volk", sagte er, „gibt es ein Wort für die Stunde vor dem — Aufbruch. Es lässt sich nicht — übersetzen. Aber es meint — den Augenblick, in dem man aufhört, sich zu fürchten. Nicht weil die Furcht — vergeht. Sondern weil man — trotzdem geht."

Er nickte ihnen zu, kurz und fest, und verschwand in seiner Kammer.

Nora blieb einen Augenblick im dunklen Flur stehen. Durch das schmale Fenster am Ende des Ganges sah sie den Hügel, kaum mehr als ein Schatten gegen den Nachthimmel. Barkuz' silbernes Band schimmerte darüber, fern und still.

Sie legte die Stirn gegen das kühle Glas und schloss die Augen. Noch einige Stunden. Noch ein Schlaf zwischen ihr und dem, was kommen würde.

Als sie sich abwandte, sah sie Wieland in seiner offenen Tür stehen. Er lehnte am Rahmen, den Blick zum Fenster gerichtet, die Hände an den Seiten. Die Linien auf seiner Haut schimmerten im Mondlicht, und der Wind, der durch einen Spalt hereinwehte, trug den Geruch von feuchter Erde und Winterheide.

„Schlaf", sagte er leise. „Was auch kommt — es kommt nicht heute Nacht."

Nora nickte und trat in ihre Kammer. Die Kerze auf dem Tisch war herabgebrannt, nur noch ein Stummel in einer Pfütze aus Wachs. Sie löschte ihn nicht. Sie legte sich auf das schmale Bett, den Mantel als Decke über die Schultern gezogen, und lauschte in die Stille, die sich über Waldheim senkte, als das Dorf in den zweiten Schlaf fiel — jenen tieferen, traumloseren Schlaf, der auf die Besinnung folgte und bis zum Morgenwerk währte.

Irgendwo am Waldrand regten sich die kahlen Kronen der Bäume im Wind, und Wieland, in seiner Kammer nebenan, hörte sie — nicht als Rauschen, sondern als etwas, das einem leisen Zuspruch glich.

Die Nacht hielt an. Der Morgen wartete.

Das Herz der Erde spricht

Wer lang genug schweigt, erschafft, wovor er schweigt. Und wer hinabsteigt, um das Erschaffene zu zerstören, wird finden, dass es kein Schwert gibt gegen das, was aus Stille gewoben ist — nur die eigene Stimme, die am Ende fragt, was davon je wirklich war.

Der Morgen kam ohne Fanfaren. Kaldaz' erstes Licht kroch über die östlichen Berge und fand Waldheim bereits wach — nicht mit der geschäftigen Betriebsamkeit gewöhnlicher Morgenwerke, sondern mit jener eigentümlichen Stille, die Häuser annehmen, in denen alle Bewohner mit offenen Augen liegen und auf ein Zeichen warten, das keiner zu geben vermag.

Nora trat als Erste vor die Tür des Siebenrück. Die Luft war kalt und klar, durchzogen vom Geruch der ersten Knospen, die noch der fernen Blüte harrten und jenem erdigen Dunst, den der Vorfrühling aus dem Boden zieht, wenn die Fröste nachlassen. Über den Dächern hing noch der letzte blasse Schein der Monde, und Barkuz' silbernes Band schimmerte am Firmament, als hätte die Nacht es dort vergessen.

Auf dem Platz beim Brunnen standen bereits Menschen. Nicht viele, nicht in Gruppen, nicht redend. Sie standen einzeln, jeder für sich, als hätten sie einander noch nicht zu erkennen gewagt — der Schmied Johen, die Hände in den Taschen seines Lederschurzes vergraben; Gerwin, der Wirt, der mit einem Besen in der Hand aus der Tür getreten und dann stehen geblieben war, als habe er vergessen, wozu er ihn in der Hand hielt; zwei, drei Frauen, deren Namen Nora nicht kannte, die Tücher fest um die

Schultern gezogen.

Tuomo kam hinter ihr heraus, die Trommel am Gürtel, das Gesicht verschlossen. Er sagte nichts. Er brauchte nichts zu sagen. Sein Blick ging zum Hügel, der im Morgenlicht lag, kahl und still, und der Riss in seiner Flanke war im fahlen Licht kaum zu erkennen — nur ein dunklerer Strich in der braunen Erde, aus dem ein feiner Dunst aufstieg, der sich sogleich in der kalten Luft verlor.

Wieland kam zuletzt. Er blieb auf der Schwelle stehen, und die wenigen, die auf dem Platz standen, wandten ihm die Gesichter zu — nicht erschrocken, nicht ehrfürchtig, sondern mit jenem stillen Blick, den Menschen haben, wenn sie jemanden sehen, der etwas tragen wird, das sie selbst nicht tragen können. Im Morgenlicht waren die feinen Linien auf seiner Haut deutlicher als je zuvor, die verschlungene Maserung, die von seinen Händen über die Unterarme bis an die Schläfen reichte. Sein Blick trug den grünlichen Schimmer, der nicht von Dagaz' goldenem Licht stammte, und seine Bewegungen, als er die Stufen herabstieg, hatten jene Geschmeidigkeit, die an das Wiegen junger Bäume im Winde gemahnte.

Er blieb neben Tuomo stehen und sah zum Hügel.

„Ich spüre sie nicht mehr", sagte er leise. „Seit heute Nacht. Als hätten sie sich zurückgezogen."

Tuomo nickte. Er hatte es auch gespürt, in der zweiten Schlafphase — die Unruhe unter der Erde war schwächer geworden, als hätte das, was dort lag, den Atem angehalten.

Dann kamen die anderen. Haldor erschien mit Marit und Finn, der zwischen seinen Eltern ging, eine Hand in der des Vaters, die andere in der der Mutter. Der Knabe war still, sein Gesicht ernst, und wer ihn ansah, vermochte nicht zu sagen, ob die Ruhe in seinen Augen die

eines Kindes war, das seinen Eltern vertraut, oder die eines Menschen, der bereits wusste, was kommen würde.

Marta kam vom Dorfrand, ihr weißes Haar im Wind, den Kräuterbeutel über der Schulter, den Schritt bedächtig und sicher. Neben ihr ging Eadgard, und Nora sah, dass er Mila auf dem Arm trug — das Kind schlief, den Kopf an seine Schulter gelegt, die kleinen Hände in sein Hemd geklammert. Eadgards Gesicht war grau vor Müdigkeit, doch sein Gang war fest, und als sein Blick den der drei Fremden traf, senkte er ihn nicht.

Es kamen noch mehr. Wilfried, der alte Holzfäller, auf seinen Stock gestützt. Kegan, der junge Bäcker, dessen Sohn Ceorl noch immer fieberte. Bertha mit ihrer Enkelin Yrsa an der Hand, deren Augen jenen fernen Blick trugen, der allen fieberkranken Kindern eigen war. Einzelne, Paare, kleine Gruppen — nicht das ganze Dorf, aber genug. Genug, um zu zeigen, dass die Entscheidung der Besinnung mehr war als Worte in der Nacht.

Niemand sprach das Wort „Aufbruch". Niemand hob die Stimme. Die Versammlung formte sich, als folge sie einem Gesetz, das älter war als Sprache — dem Bedürfnis, gemeinsam dorthin zu gehen, wohin keiner allein hätte gehen wollen.

Wieland und Finn traten vor, und es war, als hätten die anderen nur darauf gewartet. Der Mann und der Knabe, die zweierlei Hüter, deren Bestimmung bei der Begegnung am Hügel angedeutet, aber nicht ausgesprochen worden war. Sie gingen voraus, nicht weil jemand es anordnete, sondern weil es so sein musste — so wie Wasser abwärts fließt und Rauch aufsteigt.

Der Weg zum Hügel war kurz. Wenige hundert Schritte vom Dorfplatz, vorbei an den letzten Häusern, über eine Wiese aus braunem Vorjahreslaub, durch das sich erstes zaghaftes Grün schob. Die kahlen Äste der Bäume am

Wegrand standen still in der Morgenluft, die Knospen an ihren Zweigen geschwollen, aber noch verschlossen.

Der Hügel wartete.

Aus der Nähe war der Riss deutlicher — ein Spalt von der Breite eines Mannes, der sich von der halben Höhe des Hügels bis zum Fuß zog. Die Ränder waren nicht scharf, sondern aufgewölbt, als hätte die Erde von innen heraus nachgegeben. Der Dunst, der daraus aufstieg, roch nach feuchter Erde und etwas anderem — etwas Süßlichem, Altem, das an verwesende Blätter erinnerte und an Räume, die lange nicht gelüftet worden waren.

Am Rand des Spaltes blieben die Ersten stehen. Manche sahen hinab, wo der Riss sich in der Tiefe verlor, und wandten den Blick ab. Manche setzten sich ins Gras, als hätten ihre Beine den Dienst versagt. Eine ältere Frau begann leise zu beten, die Hände gefaltet, die Lippen bewegend, ohne dass ein Laut daraus hervorging.

Wieland kniete nieder und legte die Hand auf die Erde am Rand des Risses. Er schloss die Augen, und für einen langen Augenblick war nur sein Atem zu hören und das ferne Rauschen des Windes in den Bäumen am Waldrand.

„Es ist — tiefer als ich dachte", sagte er. Und dann, leiser: „Und stiller."

Eadgard trat neben ihn, Mila noch immer auf dem Arm. Er sah hinab in den Spalt, und sein Gesicht war das eines Mannes, der an ein Grab tritt, von dem er sein ganzes Leben lang wusste und das er nie hatte öffnen wollen.

„Dann gehen wir hinab", sagte er. Nicht als Frage.

Nora sah sich um. Die Dorfbewohner standen in einem weiten Halbkreis um den Riss, manche nahe, manche weiter entfernt. Nicht alle würden hinabsteigen. Sie sah es in den Gesichtern — die Entschlossenheit der einen, die Grenze der anderen. Es brauchte keine Worte, um das zu klären.

„Wer mit uns kommt“, sagte sie, „ist willkommen. Wer hier wartet, wacht für uns. Beides hat seinen Wert.“

Tuomo löste die Trommel vom Gürtel und schlug einmal — leise, tief, ein einzelner Ton, der in die Erde hinabzusinken schien, hinab durch den Riss, hinab zu dem, was dort wartete.

Dann stiegen sie hinab.

Der Abstieg war eng. Der Riss führte nicht geradlinig hinab, sondern wand sich, als hätte er sich seinen Weg durch den Leib der Erde nicht gebahnt, sondern ertastet — einem Wurzelgang gleich, der dem Wasser folgt, das niemand sieht. Die Wände waren nicht Fels und nicht Erde, sondern etwas Dazwischen: verdichteter Boden, durchzogen von toten Wurzeln, die sich in alle Richtungen erstreckten, verflochten und verfilzt, als hätten die Bäume, die einst auf diesem Hügel standen, im Sterben noch versucht, einander festzuhalten.

Wieland ging voran. Er musste sich nicht ducken — der Gang schien sich seiner Gestalt anzupassen, gab nach, wo er Raum brauchte, und verengte sich hinter ihm, als schließe er sich wieder. Ob dies Einbildung war oder Wirklichkeit, vermochte keiner zu sagen. In diesem Ort verschwammen die Grenzen.

Hinter ihm kam Finn, der die Hand an die Wand des Ganges legte und die Finger über die toten Wurzeln gleiten ließ, als lese er darin. Dann Nora und Tuomo, Schulter an Schulter, weil der Gang es so erzwang. Dahinter Eadgard, der Mila an Marta übergeben hatte und nun mit leeren Händen ging — leere Hände, die nach etwas griffen, das nicht da war. Johen. Haldor. Marit, die umkehren wollte und es nicht tat. Noch ein Dutzend andere, deren Schritte leiser wurden, je tiefer sie stiegen, als fresse die Erde selbst den Klang.

Im ersten Abschnitt des Abstiegs sah Nora es noch — das schwache Flackern, das sie von der Begegnung am Hügel kannte. Ein Schemen, der sich am Rande des Blickfelds bewegte und verschwand, wenn man den Kopf wandte. Ein Flüstern, das sich nicht in Worte fassen ließ, aber an Stimmen gemahnte, die man einmal im Traum gehört hatte.

Doch mit jedem Schritt wurde es weniger.

Nicht abrupt, nicht als Bruch, sondern so, wie ein Geräusch verstummt, wenn man sich von seiner Quelle entfernt — nur dass sie sich der Quelle näherten. Das Flackern wurde schwächer, die Schemen blasser, die Stimmen dünner, bis sie sich nicht mehr von der Stille unterscheiden ließen, die den Gang erfüllte.

Tuomo blieb stehen. Seine Hand lag auf der Trommel, aber er schlug nicht. Er lauschte, den Kopf geneigt, und in seinem Gesicht lag jene Konzentration, die Nora an ihm kannte, wenn er etwas zu fassen suchte, das sich seinem Verständnis entzog.

„Es ist — weniger", sagte er leise. „Nicht mehr. Weniger." Er suchte nach Worten, die Hände öffneten und schlossen sich. „Oben, am Hügel, waren sie — stark. Deutlich. Hier unten …" Er schüttelte den Kopf. „Hier ist fast — nichts."

Nora verstand, was er meinte, bevor sie es in Worte fassen konnte. Am Hügel, im Dorf, in den Fieberträumen der Kinder — dort waren die Erscheinungen am stärksten gewesen. Stimmen, Gestalten, Botschaften. Doch hier, am Ort des Geschehens selbst, wo die fünf Weisen gestorben waren und ihre Körper begraben lagen — hier war beinahe nichts. Als löse sich das, was sie für die Quelle gehalten hatten, beim Näherkommen auf.

Wie ein Gerücht, dachte sie, das mit der Entfernung wächst.

Wieland hatte sich nicht umgewandt. Er stand weiter vorn im Gang, eine Hand an der Wand, die Augen

geschlossen, und Nora sah, wie die Linien auf seiner Haut im Halbdunkel schwach pulsierten — nicht gleichmäßig, sondern stockend, als suchten sie einen Rhythmus und fänden ihn nicht.

„Die Erde erinnert sich", sagte er. „Aber nicht so, wie ich dachte. Es ist kein — Gefängnis hier. Es ist eher wie —" Er suchte nach dem Bild und fand es nicht sogleich. „Wie eine Narbe. Das Gewebe hat sich geschlossen, aber die Form des Schnittes ist geblieben."

Der Gang mündete in eine Weitung. Kein Saal, keine Kammer. Eher ein Raum, den die Erde sich selbst geschaffen hatte — oder den etwas anderes aus ihr herausgepresst hatte, über die Jahre, über die Generationen, gleich einem Hohlraum, der sich bildet, wo etwas fault und zusammensackt. Die Decke war niedrig und von Wurzeln durchzogen, die wie erstarrte Adern die Erde zusammenhielten. Das Licht der Fackeln, die Haldor und Johen trugen, warf schwankende Schatten, doch die Schatten bewegten sich nicht ganz so, wie Schatten es sollten — sie zögerten, als scheuten sie bestimmte Stellen des Raumes.

Es roch nach Erde und nach etwas anderem, das Nora nicht benennen konnte — süßlich, schwer, uralt, als hätte sich hier der Atem ungezählter schlafloser Nächte gesammelt.

In der Mitte des Raumes lagen die Bäume.

Fünf Stämme, in die Erde gepresst, verrottet, zerfallen, kaum noch von den Wurzeln zu unterscheiden, die sie umgaben. Was einst mächtige Eichen gewesen sein mochten, war nun kaum mehr als dunkles, feuchtes Holz, das unter der Berührung zerbröckelte. Totes Holz in toter Erde.

Und darunter — darunter ahnte Nora mehr, als sie sah. Knochen vielleicht, so alt, dass sie Teil des Bodens geworden waren. Die Überreste von fünf Menschen, denen kein

Grabstein gesetzt worden war, deren Namen verloren gegangen waren, die unter der Erde lagen wie ein Geheimnis, das niemand hatte hüten wollen und das dennoch über Generationen gehütet worden war.

Sie kniete nieder, und ihre Finger, die Finger der Gelehrten, die tausend Schriftrollen entziffert hatten, schoben das weiche Erdreich beiseite. Was sie fand, war kein schwarzer Dolch, der Licht verschlang wie in Tuomos Vision.

Es war ein Messer. Gewöhnlicher Stahl, so verrostet, dass die Klinge kaum noch als solche zu erkennen war. Der Griff aus Holz oder Knochen, zerfallen bis auf wenige Splitter, die im feuchten Boden steckten.

Sie hielt es ins Licht der Fackeln, und für einen Augenblick war der Raum so still, dass man das Atmen der Erde selbst zu hören vermeinte.

„Das ist es?", fragte jemand hinter ihr, und die Stimme klang, als hätte sie die Frage nicht laut stellen wollen.

Nora betrachtete das rostige Metall in ihren Händen. In Alrichs Tagebuch hatte es geheißen: *ein Dolch aus einem Material, das im Lichte glänzte wie gefrorenes Mondlicht. Mit diesem durchschnitt er etwas, das ich nicht sehen konnte — etwas zwischen den Weisen und den Bäumen, als zerrisse er den Stoff der Welt selbst.* Sie hatte diese Worte gelesen, hatte sie übersetzt, hatte sie geglaubt. Und nun hielt sie das Werkzeug in der Hand, das jene Worte beschrieben — ein stumpfes, verrostetes Messer, nicht anders als jenes, mit dem Johen sein Eisen bearbeitete oder Haldor sein Holz zurichtete.

„Er hat es sich zurechtgelegt", sagte sie leise, und ihre Stimme war nicht die einer Gelehrten, die eine Entdeckung verkündet, sondern die einer Frau, die etwas begreift, das sie nicht begreifen will. „Alrich. In seinem Tagebuch. Er hat aus einem Mord ein Ritual gemacht. Aus

einem Messer einen Dolch, der Licht verschlang. Aus seiner Tat eine kosmische Notwendigkeit." Sie legte das Messer behutsam auf den Boden zurück, als gehöre es dorthin und nirgendwo sonst. „Wir haben einem Wahnsinnigen geglaubt."

Die Worte fielen in den Raum, und niemand widersprach.

Tuomo stand über einem der verrotteten Stämme und sah auf das hinab, was davon geblieben war. Seine Trommel hing still an seiner Seite. In seinem Gesicht arbeitete es — nicht Enttäuschung, nicht Erleichterung, sondern etwas Tieferes, das sich nur langsam in Worte formte.

„Bei meinem Volk", sagte er, und dann brach er ab und begann von vorn. „Die Noaidi lehren — dass die Geisterwelt nicht … feststeht." Er rang mit der Sprache, mehr als sonst, als reichten die fremden Worte noch weniger als gewöhnlich. „Sie entsteht. Aus dem, was Menschen — tun. Was sie glauben. Was sie — verschweigen." Seine Augen suchten Noras. „Die Fünf. Wir haben sie — gesehen. Gehört. Die Kinder haben sie — gehört. Aber vielleicht waren sie nicht —"

Er brach ab. Der Satz, den er nicht vollendete, hing im Raum.

Es war Johen, der ihn vollendete. Der Schmied stand am Rande der Weitung, das Fackellicht auf seinem grauen Gesicht, und seine Stimme war so rau, als schabe sie an den Wänden seiner Kehle.

„Es ist, als hätten wir ihnen durch unser Schweigen erst ein Wesen verliehen, das sie nie besaßen."

Niemand antwortete. Doch etwas veränderte sich im Raum — eine Verschiebung, die nicht zu sehen war, aber zu spüren. Die Luft wurde dünner, oder dichter, oder beides. Die Schatten an den Wänden, die sich bislang auf ihre eigentümliche Weise bewegt hatten, wurden still. Als hätte

Johens Aussprechen der Wahrheit dem Raum etwas genommen, das ihn bisher zusammengehalten hatte.

Eadgard stand neben den Überresten des nächsten Stammes und sah darauf hinab mit dem Gesicht eines Mannes, dem man soeben den Boden unter den Füßen weggezogen hat.

„Mein Großvater", sagte er, und seine Stimme war kaum ein Flüstern, „hat mir von Geistern erzählt, die unter der Erde schreien. Von einem Fluch, der auf dem Hügel liegt. Von einer Schuld, die nie gesühnt werden kann." Er hob die Hände, die Weberhände, und betrachtete sie. „Ich habe sein Schweigen geerbt. Und das Schweigen meines Vaters. Und ich habe es an Mila weitergegeben — nicht den Fluch, sondern das Schweigen über den Fluch." Er sah auf. „Und das Schweigen war der Fluch. Die ganze Zeit."

In der Stille, die seinen Worten folgte, hörte Nora etwas — oder meinte es zu hören. Ein Ton, so fern und schwach, dass er sich kaum von der Stille abhob. Nicht die Stimmen der Weisen, nicht das Flüstern der Geister. Etwas anderes. Etwas, das weder Klang noch Stille war, sondern in dem Raum dazwischen lag, dort, wo die Dinge aufhören, benennbar zu sein.

Wieland hatte die Augen geschlossen. Die Linien auf seiner Haut pulsierten nicht mehr. Sie waren still geworden, so still wie alles in diesem Raum, und auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck, den Nora noch nie an ihm gesehen hatte — ein Lauschen nach innen, als versuche er, eine Stimme zu hören, die leiser geworden war.

„Es ist hier", sagte er. „Aber es ist nicht das, was wir erwartet haben."

Und doch war dort etwas. Nicht sichtbar, nicht hörbar — nicht auf die Weise, die Nora hätte benennen und Tuomo hätte beschreiben können. Es war eher

eine Verdichtung, als habe sich die Stille selbst zusammengezogen zu etwas, das Gewicht besaß. Die Luft im Raum war nicht kälter geworden, und doch strich etwas über die Haut, das die feinen Härchen auf Noras Unterarmen aufrichtete. Etwas, das da war, weil es so lange verschwiegen worden war, dass das Verschweigen selbst Substanz angenommen hatte.

Wieland spürte es zuerst. Etwas zog an der Verbindung, die ihn mit dem Lebendigen verband, an den Fäden, die seit seiner Ankunft in Waldheim in ihn hineingewachsen waren und die tiefer reichten als alles, was er je gekannt hatte. Es zog nicht mit Gewalt. Es zog mit einer Frage.

Ist das alles wirklich oder Einbildung?

Die Frage kam als ein Nachlassen, ein stilles Zurückweichen dessen, was ihn bisher getragen hatte. Der Boden unter seinen Füßen, der ihm seit Tagen zugesprochen hatte in einer Sprache jenseits der Worte, wurde stumm. Einfach. Still. Als hätte jemand eine Tür geschlossen, von der er nicht einmal gewusst hatte, dass sie offen stand.

Er öffnete die Augen. Die Linien auf seinen Händen, die im Fackellicht noch vor Augenblicken sichtbar geschimmert hatten, waren blasser geworden. Kaum merklich, kaum mehr als ein Schatten weniger, doch er spürte es — so wie man spürt, dass ein Ton leiser wird, bevor das Ohr den Unterschied wahrnimmt.

„Wieland?“ Noras Stimme, leise, besorgt.

Er hob die Hand, und die Geste war nicht die, die er beabsichtigt hatte — nicht beruhigend, sondern tastend, als greife er nach etwas, das sich zurückzog. Die Geschmeidigkeit, die seine Bewegungen in den letzten Tagen getragen hatte, stockte für einen Herzschlag, als stimmten Leib und Wille nicht mehr überein.

„Es fragt“, sagte er, und seine Stimme war anders — noch tief, noch ruhig, aber mit einer Unsicherheit, die

nicht dorthin gehörte. „Es fragt mich, ob das — real ist. Was ich bin. Was ich spüre."

Tuomo trat näher. Seine Hand lag auf der Trommel, doch er schlug nicht. Er lauschte, den Kopf geneigt, und was er hörte, ließ ihn die Stirn zusammenziehen.

„Ich spüre es auch", sagte er langsam. „Nicht — wie ein Wesen. Eher wie ein — Sog." Die Hände suchten das Wort. „Wie wenn — Eis schmilzt. Etwas löst sich. Wird — weniger."

Nora sah sich um. Die Dorfbewohner, die mit ihnen hinabgestiegen waren, standen still an den Wänden der Weitung, die Fackeln gesenkt, die Gesichter im Halbdunkel kaum zu erkennen. Eadgard hatte sich neben einen der verrotteten Stämme gesetzt, die Hände auf den Knien, und starrte auf das tote Holz. Johen stand reglos, das Fackellicht in seinen grauen Augen. Keiner von ihnen schien zu spüren, was Wieland und Tuomo spürten — und doch war etwas in ihren Gesichtern, eine Leere, die vorher nicht dagewesen war, als hätte man etwas aus ihnen herausgezogen, das sie selbst nie bemerkt hatten.

Finn stand zwischen den toten Stämmen.

Der Knabe hatte sich von seinen Eltern gelöst, irgendwann während des Abstiegs, und war vorausgegangen, leise, wie es seine Art war. Nun stand er reglos, die Hand auf einem der zerfallenden Stämme, und sein Gesicht — Nora wandte den Blick ab und zwang sich, wieder hinzusehen — sein Gesicht war das eines Kindes, das etwas versteht, das es nicht verstehen sollte.

„Sie sind nicht hier", sagte Finn. Seine Stimme war klar und dünn in der schweren Luft. „Die Weisen. Sie waren nie hier."

Marit stieß einen erstickten Laut aus und trat vor, doch Haldors Hand auf ihrem Arm hielt sie zurück.

„Was meinst du damit, Junge?", fragte Eadgard, und

selbst seine Stimme war nur ein Schatten dessen, was sie an der Oberfläche gewesen war.

Finn sah ihn an, und in den Augen des Kindes lag nichts von der Weisheit, die Nora dort in den vergangenen Tagen zu sehen geglaubt hatte. Dort lag etwas Schlimmeres. Dort lag Verstehen ohne Trost.

„Sie sind tot", sagte Finn. „Sie sind einfach tot. Wie — wie mein Vogel, der im letzten Winter gestorben ist. Der war danach auch nicht mehr da. Nur —" Er stockte, und zum ersten Mal schwankte seine Stimme. „Nur dass wir so viel über sie geredet haben und so viel über sie geschwiegen haben, dass wir dachten — dass sie noch da sind."

Die Stille, die seinen Worten folgte, war von einer anderen Beschaffenheit als jede Stille zuvor. Es war die Stille einer Wahrheit, die ausgesprochen, nicht mehr zurückgenommen werden konnte.

Und in dieser Stille geschah es.

Es kam nicht aus einer Richtung. Es kam von überall und nirgends, als hätte der Raum selbst eine Empfindung angenommen, die er zuvor nicht besessen hatte — oder als hätte das Aussprechen der Wahrheit dem, was hier gewachsen war, seinen letzten Halt genommen, und nun wehte es herein, formlos, ungreifbar, und doch so gegenwärtig, dass es die Luft zum Schwingen brachte.

Kälte. Nicht die Kälte des Winters, nicht die Kälte der tiefen Erde. Eine Kälte, die nicht die Haut betraf, sondern etwas darunter — als greife eine Hand in die Brust und berühre den Ort, an dem die Gewissheiten sitzen, die man nie hinterfragt, und fragte: *Und wenn nicht?*

Die Fackeln flackerten. Nicht vom Wind — es gab keinen Wind. Sie flackerten, als weiche das Licht vor etwas zurück, das nicht Dunkelheit war, sondern die Abwesenheit von etwas, das grundlegender war als Licht.

Wieland taumelte.

Es war kein körperliches Taumeln — seine Beine trugen ihn, seine Hände fanden die Wand. Aber etwas in ihm geriet aus dem Gleichgewicht, als hätte man einen Anker gekappt, von dem er nicht gewusst hatte, dass er ihn hielt. Die Erde unter seinen Füßen, die seit seiner Kindheit zu ihm gesprochen hatte — in den Wäldern von Bergheim, auf den Pfaden des Bandes der Eichenhüter, in jedem Wald, den er je betreten hatte — diese Erde wurde still. Nicht die verstärkte Verbindung, die seit Waldheim in ihm gewachsen war. Die grundlegende. Jene, die schon immer da gewesen war. Die, von der er geglaubt hatte, sie sei so selbstverständlich wie das Atmen.

War sie je da?

Die Frage war nicht seine. Und sie war nicht die des Wesens, das er am Abend zuvor am Fenster gespürt hatte — jenes Ding, das ihn aus der Tiefe heraus wahrgenommen hatte. Sie war etwas anderes, etwas, das in dem Raum zwischen ihnen entstanden war, dort, wo das Wesen und er einander berührten, und das sich nicht zuordnen ließ, weil es aus der Berührung selbst hervorging.

War sie je da — die Sprache der Bäume? Die Augen der Rehe, die älter waren als die Menschen? Das Lied der Steine? Oder war es immer nur dein Wunsch, dass die Welt antwortet?

Wieland presste die Handflächen gegen die Wand. Tote Wurzeln unter seinen Fingern, feucht, kalt, stumm. Kein Puls, kein Zuspruch, kein Echo. Seine Haut — er sah auf seine Hände und wusste nicht, ob die Linien blasser geworden waren oder ob das Fackellicht schwankte. Er konnte es nicht unterscheiden. Er konnte nicht mehr unterscheiden, was von ihm kam und was von dem, das ihm gegenüberstand.

Falls ihm etwas gegenüberstand.

Tuomo schlug die Trommel.

Ein einzelner Schlag, hart und klar, und der Klang durchschnitt den Raum wie ein Messer einen Knoten durchtrennt. Nicht laut, aber gegenwärtig — ein Laut, der von einem Menschen kam, der in diesem Augenblick keinen Zweifel daran hegte, dass er existierte und dass seine Trommel existierte und dass der Klang, den er erzeugte, wirklich war.

Die Kälte wich zurück. Nicht weit. Aber genug.

Wieland atmete. Die Luft schmeckte nach Erde und nach nichts sonst, aber selbst das war ein Halt, an dem er sich festklammern konnte.

Tuomo schlug erneut. Und wieder. Und wieder. Ein langsamer, stetiger Rhythmus, der nicht gegen das Wesen gerichtet war — der überhaupt nicht gerichtet war —, sondern der einfach da war, so wie ein Herzschlag da ist, nicht als Waffe, sondern als Beweis, dass jemand lebt.

In dem Rhythmus fand Wieland seinen Atem wieder. Und in dem Atem fand er, was ihm geblieben war — nicht die Sprache der Bäume, nicht das Flüstern des Windes, nicht die große, wortlose Verbindung, die sein Weltbild getragen hatte. Was ihm geblieben war, war kleiner. Es war die Hand an der Wand. Die feuchte Erde unter den Fingern. Die Wärme seines eigenen Blutes. Der Klang der Trommel und die Gewissheit, dass ein Mensch sie schlug.

Es reicht nicht, flüsterte das, was in dem Raum zwischen ihnen war. Oder flüsterte er es selbst. Er wusste es nicht mehr. *Es reicht nie.*

Nora trat neben Wieland. Sie legte die Hand auf seinen Arm, dort, wo die Linien blasser geworden waren, und er spürte ihre Finger — warm, lebendig, ohne die geringste Spur jener Verbindung, die er einst durch jede Berührung mit der Welt gefühlt hatte. Nur eine menschliche Hand auf einem menschlichen Arm.

„Wir sind hier", sagte sie. Keine große Erkenntnis, kein Schlüssel, kein Ritual. Drei Worte, die nichts sagten außer dem, was sie sagten.

Das Wesen — oder die Abwesenheit, oder das Gewachsene, oder wie immer man das benennen wollte, was in diesem Raum lebte und nicht lebte — zog sich zur Stille zusammen. Als hätte das einfache Aussprechen einer Wahrheit, die keine Wahrheit war, sondern nur eine Gegenwart, ihm etwas genommen, von dem es sich genährt hatte.

Wieland löste sich von der Wand. Seine Beine trugen ihn, aber nicht so, wie sie ihn noch vor einer Stunde getragen hatten — nicht mit jener Leichtigkeit, die an junge Bäume im Winde gemahnte. Sie trugen ihn wie die Beine eines Mannes, der müde ist und dennoch steht.

Er trat in die Mitte des Raumes, zwischen die toten Stämme, dorthin, wo die Verdichtung am stärksten war. Und er stand dort, und er tat nichts. Er stand und ließ zu, dass das, was hier war, an ihm zerrte, an den letzten Fäden seiner Verbindung, und er hielt nicht dagegen, weil er nicht wusste, ob das, woran er festhielt, je wirklich gewesen war.

Es war Finn, der zu weinen begann.

Leise, fast tonlos, so wie Kinder weinen, die noch nicht gelernt haben, dass Weinen laut sein darf. Er stand am Rand der toten Stämme, und die Tränen liefen über sein Gesicht, und er wischte sie nicht fort.

„Es tut weh", sagte er. Nicht zu jemandem. In den Raum hinein, in die Stille, in das Nichts, das Etwas geworden war. „Es tut weh, und ich will, dass es aufhört."

Marit war bei ihm, kniete neben ihm, zog ihn an sich. Haldors Hände legten sich auf die Schultern seines Sohnes, und der Zimmermann, der Holz und Nägel verstand und nicht Geister und Visionen, hielt sein Kind, als könne

er es durch Festhalten vor dem schützen, was in ihm geschah.

Doch Finn weinte nicht, weil er Angst hatte. Er weinte, weil er verstand. Weil er mit seinen fünf Wintern sah, was die Erwachsenen erst jetzt zu begreifen begannen — dass die Stimmen, die er im Traum gehört hatte und die ihm wie alte Freunde erschienen waren, nie die Stimmen der Toten gewesen waren. Es waren die Stimmen der Lebenden, all der Generationen, die nicht hatten sprechen dürfen, und sie hatten sich in den Träumen der Kinder gesammelt, weil die Kinder die Einzigen waren, die noch zuhörten.

Und nun, da die Wahrheit ausgesprochen war, gingen die Stimmen fort. Sie gingen, wie alles geht, das nie wirklich da war — lautlos, unmerklich, und hinterließen nur die Leere, die sie einst gefüllt hatten.

In dem Raum unter dem Hügel wurde es stiller, und stiller, und stiller.

Die Kälte verging, wie Nebel sich lichtet — langsam, unmerklich, bis man irgendwann bemerkt, dass er nicht mehr da ist, und sich fragt, ob er je da gewesen war.

Was blieb, war die Erde. Die toten Stämme. Die Knochen darunter, die Teil des Bodens geworden waren. Das rostige Messer, das Nora auf die Erde gelegt hatte. Und die Menschen, die im Halbkreis um das standen, was nie ein Gefängnis war — nur ein Grab, das zu lange verschwiegen worden war.

Wieland stand noch immer in der Mitte. Er hatte die Augen geschlossen, und als er sie öffnete, war der Schimmer darin erloschen.

Sie stiegen auf in Schweigen. Der Rückweg war kürzer als der Hinweg, oder er kam ihnen so vor — die Gänge, die sich beim Abstieg gewunden und verengt

hatten, schienen sich geöffnet zu haben, als gäbe die Erde zurück, was sie so lange festgehalten hatte. Das Wurzelwerk an den Wänden war noch da, doch es wirkte anders — toter, gewöhnlicher, als hätte man einem Bühnenbild die Beleuchtung genommen.

Wieland ging nicht mehr voran. Er ging in der Mitte, zwischen Nora und Tuomo, und seine Schritte waren die eines Mannes, der einen weiten Weg hinter sich hat. Die Linien auf seinen Händen und Armen waren noch sichtbar, doch blass, als hätte jemand eine Zeichnung mit feuchtem Tuch verwischt. Die Geschmeidigkeit, die seine Bewegungen in den letzten Tagen getragen hatte, war gewichen, und was blieb, war das Gehen eines Menschen, der seine Glieder einzeln bewegen muss, weil der Leib vergessen hat, wie sie zusammenwirken.

Er sprach nicht. Seit er die Augen geöffnet hatte in der Weitung unter dem Hügel, hatte er kein Wort gesprochen. Nora, die neben ihm ging und seinen Arm berührte, wenn der Gang eng wurde, spürte unter ihren Fingern seine Haut — warm, menschlich, ohne jenes feine Vibrieren, das in den letzten Tagen dort gewesen war, als hätte ein zweiter Puls unter seiner Haut geschlagen.

Als sie den Riss erreichten und das Tageslicht auf sie fiel — Dagaz' noch zaghaftes Gold, vermischt mit dem kühleren Schein von Kaldaz, die inzwischen über den Bergen aufgegangen waren —, blieb Wieland stehen. Er hob das Gesicht in das Licht, und Nora sah, dass seine Augen grau waren. Grau, wie sie es vor Waldheim gewesen sein mochten, bevor der grünliche Schimmer in sie eingezogen war. Die Augen eines Mannes, der in einen Wald blickt und Bäume sieht. Nur Bäume.

Die Dorfbewohner, die am Rand des Risses gewartet hatten, erhoben sich, als die Ersten aus der Erde traten. In ihren Gesichtern lag die Frage, die keiner zu stellen wagte,

und die Antwort, die sie fanden, war nicht die, die sie erwartet hatten. Da war kein Triumph, kein Strahlen, kein Zeichen der Erlösung. Da waren Menschen, die aus einem Loch in der Erde stiegen, mit Erde an den Kleidern und einem Schweigen in den Augen, das schwerer wog als jedes Wort.

Mila, die in Martas Armen geschlafen hatte, öffnete die Augen, als Eadgard aus dem Riss trat. Sie sah ihren Großvater an, und dann, mit der Klarheit eines Kindes, sagte sie: „Die Stimmen sind fort."

Eadgard nahm sie auf den Arm. „Ja", sagte er. Mehr brachte er nicht hervor.

„Alle fort", sagte Mila. Und dann, leiser: „Es ist so still."

Finn saß im Gras neben seinen Eltern, die Arme um die angezogenen Knie geschlungen, und sah auf den Hügel. Marit hatte ihm den Mantel über die Schultern gelegt und strich ihm über das Haar, immer und immer wieder, als könne die Berührung das ersetzen, was in ihm zerbrochen war.

Etwas war zerbrochen. Nora sah es, als sie sich neben den Knaben kniete — nicht in seinen Zügen, die noch immer die eines Fünfjährigen waren, rund und weich und für Lachen gemacht. Es lag in seinen Augen. Eine Leere, wo vorher etwas gewohnt hatte, das er für Freunde gehalten hatte, für Stimmen, die ihn kannten und die er kannte, für eine Welt hinter der Welt, die nur ihm und Mila und den anderen Kindern zugänglich war.

Diese Welt war fort. Und Finn wusste nun, dass sie nie dagewesen war. Dass die Stimmen der Weisen die Stimmen der Lebenden waren, die nicht hatten sprechen dürfen, und dass sie sich in den Träumen der Kinder gesammelt hatten, weil die Kinder die Einzigen waren, die noch zuhörten. Die Fünf waren tot. Sie waren es seit

Generationen, und alles, was Finn in seinen Träumen gehört hatte, war das Echo eines Schweigens, das zu lange gewährt hatte.

Diese Wahrheit war zu schwer für einen Knaben von fünf Wintern, der gestern noch geglaubt hatte, besondere Freunde zu haben, die nur er sehen konnte.

„Finn", sagte Nora, und ihre Stimme war so sanft, wie sie sie nur machen konnte, „was du gehört hast — es war wirklich. Es war wirklich, weil du es gehört hast."

Der Knabe sah sie an. „Aber sie waren nicht sie, oder?"

Nora schloss die Augen. Die Gelehrte des Hauses der Erinnerungen, die tausend Schriftrollen gesichtet hatte, die Quellen prüfte und Fakten ordnete und die Wahrheit für etwas hielt, das man in Akten und Registern fassen konnte — diese Gelehrte fand keine Antwort, die nicht entweder eine Lüge war oder eine Grausamkeit.

„Nein", sagte sie. „Sie waren nicht sie."

Finn nickte, als hätte er nichts anderes erwartet. Dann lehnte er sich an seine Mutter und schloss die Augen, und Marit hielt ihn fest, und Haldor legte die Hand auf den Kopf seines Sohnes, und keiner von ihnen sprach, weil es nichts gab, das Worte hätten halten können.

Am Rand des Hügels, etwas abseits von den anderen, saß Wieland auf einem Stein und betrachtete seine Hände. Die Linien waren noch da. Schwach, beinahe unsichtbar, als wären sie nicht in die Haut gezeichnet, sondern als Erinnerung darin verblieben — die Spur von etwas, das durch ihn hindurchgegangen war und ihn verändert zurückgelassen hatte. Doch sie pulsierten nicht. Sie schimmerten nicht. Sie waren still, wie alles still war.

Er hob den Blick und sah den Wald am Rande Waldheims. Bäume. Kahle Äste mit geschwollenen Knospen, Birken, deren weiße Stämme im Morgenlicht leuchteten,

Fichten, die ihre dunklen Nadeln dem Wind entgegenstreckten. Bäume, die er kannte, deren Namen er wusste, deren Holz er roch. Aber die Bäume sprachen nicht. Sie standen, und sie waren.

Seit er denken konnte — seit den frühesten Tagen seiner Kindheit bei den Eichenhütern, als er zum ersten Mal allein in den Wald gegangen war und die Hand an eine Eiche gelegt hatte und etwas gespürt hatte, das ihm antwortete —, seit jenen Tagen hatte die Welt zu ihm gesprochen. Die Bäume hatten Stimmen gehabt. Die Rehe hatten ihn aus Augen angesehen, die älter waren als die Menschen. Der Wind hatte Geschichten getragen, und die Steine hatten gesungen, leise, in einer Tonart, die nur er vernahm. Darauf hatte er sein Leben gebaut. Darauf war sein Glaube gegründet, sein Band, sein Weg. Die Gewissheit, dass die Welt lebendig war und dass er ein Teil dieses Lebendigen war — nicht getrennt, nicht gegenüber, sondern verwoben.

Und nun war es still. Getrennt.

Die Frage, die unter dem Hügel begonnen hatte, war nicht verklungen. Sie war mitgestiegen, war mit ihm ans Licht getreten, hatte sich neben ihn auf den Stein gesetzt und saß dort und fragte, leise, stetig, unerbittlich: ***War es je da?***

Hatte die Eiche geantwortet, damals, in den Wäldern von Bergheim? Oder hatte er sich eine Antwort gewünscht, so inständig, dass der Wunsch Gestalt angenommen hatte? Hatte der Wind Geschichten getragen, oder hatte er Geschichten in den Wind gelegt, weil die Stille unerträglich gewesen wäre? War die Verbindung, die er sein ganzes Leben lang gespürt hatte, Wahrheit gewesen — oder die schönste aller Lügen, die ein Mensch sich selbst erzählen kann?

Er wusste es nicht. Und das war schlimmer als jede Antwort.

Tuomo setzte sich neben ihn. Eine Weile saßen sie schweigend, der Eichenhüter und der Noaidi, und zwischen ihnen lag das, was sie beide unter dem Hügel erfahren hatten — die Erkenntnis, dass die Geisterwelt, an die sie beide auf ihre verschiedene Weise geglaubt hatten, möglicherweise nichts war als das Echo menschlicher Sehnsucht.

„Ich habe einmal", sagte Tuomo, und seine Stimme war leiser als gewöhnlich, als spreche er zu sich selbst, „meinen Bruder gesucht. Ailu. Er war — tot. Drei Winter alt. Ich bin hinausgegangen in die Tundra, in den Schnee, und ich habe ihn — gerufen." Er drehte die Trommel in den Händen, langsam, wie er es tat, wenn er nachdachte. „Und er hat geantwortet. Ich habe seine Stimme gehört, im Wind. Und danach — bin ich Noaidi geworden. Weil ich — glaubte."

Er schwieg einen Augenblick. Dann, noch leiser: „Vielleicht war es der Wind."

Die Worte standen zwischen ihnen, und keiner versuchte, sie zu widerlegen.

Nora kam zu ihnen, setzte sich auf Wielands andere Seite. Sie sagte nichts, und die Stille zwischen den Dreien war von jener besonderen Art, die nur zwischen Menschen entsteht, die gemeinsam etwas durchlitten haben, das sich nicht in Worte fassen lässt. Keine Worte der Welt würden das, was Wieland verloren hatte, zurückbringen. Kein Trost würde die Frage beantworten, die in ihm wohnte. Aber die Nähe eines Menschen, der da ist — der einfach da ist —, das war etwas. Etwas Kleines, und Nora wusste nun, dass die kleinen Dinge die einzigen waren, die hielten.

Sie legte ihre Hand auf seine. Warm, lebendig, gegenwärtig. Wielands Finger schlossen sich um die ihren, und der Griff war fest, als halte er sich an dem einzigen Halt fest, der ihm geblieben war.

Tuomo legte seine Hand auf ihre beider Hände, die Trommel lag still in seinem Schoß, der Wind strich über den Hügel, die Bäume am Waldrand standen in der Morgenluft, und sagten nichts, aber in jenem Moment war dies auch nicht nötig.

Eine Novelle über die Geschichten, die wir uns erzählen, um die Stille zu füllen — und den Preis, den wir zahlen, wenn wir aufhören.